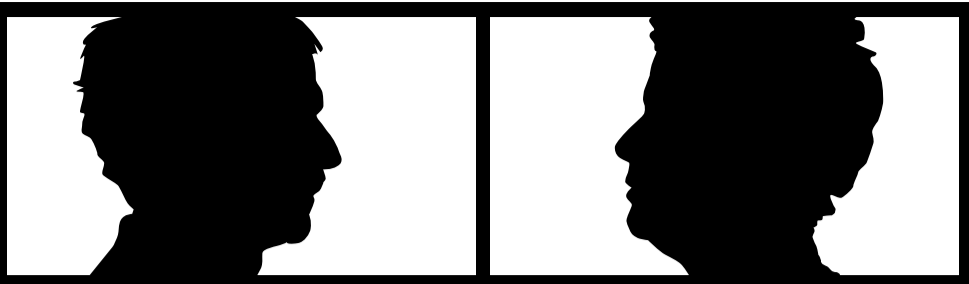


Du sollst dir ein Bildnis machen: Zwei Leute fassen Vorurteile, treffen sich und sehen den Sinn des Bilderverbots.

DOSSIER SEITEN 5-8



FOTOVORLAGE: ROLAND ZEMP

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 2 | FEBRUAR 2017
www.reformiert.info

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > 2. BUND



Die personifizierte Medaillenhoffnung: Lara Gut auf der Rennpiste von St. Moritz



FOTO: RETO SCHLATTER

PORTRÄT Studium statt Fernsehen

Wolfgang Wettstein machte bei Fernsehen und Radio Karriere. Nach Feierabend arbeitete der Fachmann für Konsumentenschutz an seinem Krimi. Und via Schriftstellerei fand er nun zum Theologiestudium. **SEITE 14**

FOTO: CHRISTIAN PFÄNDER / FRESHFOCUS

KOMMENTAR

HANS HERRMANN ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Sich freuen mit den Fröhlichen

BESCHEIDEN. Man soll als Christ, als Christin die eigenen Verdienste nicht laut herausposaunen. Gilt das immer? Lange Zeit hat es insbesondere die reformierte Kirche versäumt, sich in der lauten, schnellen, auf starke Reize ansprechenden Welt von heute Aufmerksamkeit zu verschaffen. An weltlichen Grossanlässen fehlt sie oft oder fristet ein bescheidenes Dasein am Rand.

PROFESSIONELL. Müsste sich die Kirche nicht vermehrt zeigen, gerade auch an Orten, wo man sie nicht erwarten würde? Und dafür einmal einen grösseren Geldbetrag in die Hand nehmen? Publicity lebt von pffiffigen Ideen, die ihre Wirkung erst bei professioneller Umsetzung entfalten. Dazu braucht es Geld. Zugegeben – im Fall der Kirche vielleicht Geld, das sie stattdessen für soziale Zwecke hätte einsetzen können.

SICHTBAR. Verzichtet die Kirche auf jeden öffentlichkeitswirksamen Auftritt, nimmt sie einen Teil ihres Auftrags nicht ernst. Denn die Kirche soll auch dort, wo sich Menschen zu Festen, Feiern und friedlichen Wettkämpfen versammeln, anwesend und erlebbar sein. «Freuen wollen wir uns mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden», schreibt Paulus im Römerbrief (12,15). Man darf sich also freuen, wenn die Kirche an den Ski-WM mit den Feiernden feiert – sichtbar, zeitgemäss und interaktiv.

Damit es nicht nur um Medaillen geht

SPORT/ Auch die Kirchen haben ihren Auftritt an den Ski-WM in St. Moritz. In der Glitzerwelt des Sports denken sie nach über Licht und Vergänglichkeit.

Leuchtet der schiefe Kirchturm von St. Moritz während den Ski-Weltmeisterschaften, die vom 6. bis am 19. Februar stattfinden, plötzlich hell auf, dann hat irgendjemand in der Schweiz eine Botschaft auf #stmoritzshine getwittert. Die Kurzmitteilung ist vielleicht ein Kommentar zum Motto «Licht und Vergänglichkeit», eine Bemerkung zum Spitzensport, oder ein Gedanke über das Dasein im Scheinwerferlicht und das Leben im Dunkeln.

«Wir wollten das Bibelwort «Ihr seid das Licht der Welt» ernst nehmen», sagt Barbara Grass. Sie leitete früher die Fachstelle Kirche und Tourismus der reformierten Kirche Graubünden und ist nun Projektleiterin des Auftritts der evangelischen und katholischen Landeskirchen. Der leuchtende Kirchturm sei ein visuelles Zeichen, wenn sich Menschen vom Bibelwort angesprochen fühlen und über das Leben nachdenken.

ENTWEDER SO ODER GAR NICHT. 120 000 Franken, immerhin den Jahreslohn eines Pfarrers, sammelten die Organisatoren von kirchlichen und privaten Sponsoren. «Wir standen vor der Alternative: Entweder machen wir etwas Auffälliges und investieren einen entsprechenden Betrag, oder wir machen gar nichts», sagt Barbara Grass. Mit wenig Aufwand, das zeige die Erfahrung von anderen Grossanlässen, gehe das Engagement der Kirchen schnell einmal unter. Neben dem leuchtenden Kirchturm gehören eine Lichtinstallation und ein Eröffnungsgottesdienst mit Podiumsdiskussion zum Projekt.

Alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, die am Podium teilnimmt, findet es gerechtfertigt, dass die Kirchen an einem Sportanlass Sinnfragen the-

matisieren. «Es geht um die Frage, wie man sich erdet, um sich von Höhen nicht allzu sehr davortragen und von Tiefen nicht hinunterreissen zu lassen.» Das Thema Licht und Vergänglichkeit spiele an auf Erfolg und Misserfolg, auf Menschen, die im Rampenlicht stehen, und die Gefahr, schnell in Vergessenheit zu geraten. «An einem Sportanlass wie den Ski-WM ist das sehr aktuell.»

DIE PIONIERE AUSGESCHLOSSEN. Nicht alle finden den Auftritt der Kirchen gut angelegtes Geld. Der ehemalige SP-Grossrat und Pfarrer Romedi Arquint aus Chapella begrüsst zwar, dass die Landeskirchen sich am Grossanlass engagieren. «Die Ausgaben für dieses Engagements stehen aber in keinem Verhältnis zu den nicht erfüllten Verpflichtungen, welche die Kirchen etwa gegenüber Flüchtlingen und der Situation in der Dritten Welt haben.» Auch dass die Freikirchen, die als Erste die Ski-Marathongottesdienste im Engadin veranstaltet hatten, vom Konzept ausgeschlossen wurden, gefällt Arquint nicht.

Auch Projektleiterin Barbara Grass wünscht sich, dass Christen in Zukunft noch stärker konfessionsübergreifend agieren. Für sie ist dieser Aspekt eines von mehreren Themen, die für künftige Grossanlässe berücksichtigt werden müssten. «Nach der sorgfältigen Auswertung des Projektes werden wir auch darüber sprechen, ob solche Grossanlässe in den Auftrag der kirchlichen Verkündigung gehören.» Denn wenn die Präsenz der Kirchen nicht auch strategisch auf eine dauerhafte Basis gestellt werden kann, so ist Barbara Grass überzeugt, dann bleibt ihr Auftritt an den Weltmeisterschaften in St. Moritz wohl nur eine Eintagsfliege. **REINHARD KRAMM**

SEELSORGE

Die Not der Bauern

Viele Bauern kämpfen um die Existenz. Psychische Erkrankungen und Suizide häufen sich. «reformiert.» besuchte den Pfarrer Pierre-André Schütz in Autavaux. Er ist der alarmierend viel beschäftigte Bauernseelsorger. **SEITE 3**



FOTO: CHRISTOPH KNOCH

Feier in Wort, Ton und Bild

Der Synodalratspräsident Andreas Zeller feierte an vorderster Front mit: Bern beging Anfang Januar den Auftakt zum Reformationsjahr. Auf dem Münsterplatz gastierte auch der internationale Infotruck. **SEITE 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Gottesdienste, Meditationen, Kirchenkaffee, Lesen und Diskutieren mit theologisch Interessierten: Im zweiten Bund steht, was in Ihrer Kirche läuft. **AB SEITE 15**

NEU HIER

HELEN W., 18, wohnt als Flüchtling im Kanton Bern



LETZTE FOLGE

Ich bin vorläufig in der Schweiz aufgenommen

DER ENTSCHEID. In der ersten Woche im neuen Jahr habe ich einen eingeschriebenen Brief erhalten. Ich hielt das Schreiben vom Staatssekretariat für Migration in den Händen. Er fühlte sich dick an. Ich hatte Angst. Denn ich wusste: Das kann nur der Asylentscheid sein. Ich war überzeugt, einen negativen Entscheid zu erhalten. Viele junge Eritreer haben in den letzten Monaten einen negativen Asylentscheid mit Wegweisung erhalten – sie müssen die Schweiz also verlassen. Mit dem ungeöffneten Brief in der Tasche ging ich nach Hause. Eine Freundin kam zu mir. Sie öffnete den Brief: Du bist vorläufig in der Schweiz aufgenommen. Ich bin erleichtert. Nun habe ich einen F-Ausweis. Dieser bestätigt, dass eine Ausschaffung aus humanitären Gründen nicht zumutbar ist. Ich erhalte einen provisorischen Aufenthaltsstatus von zwölf Monaten. Die vorläufige Aufnahme ist eine Ersatzmassnahme, die statt einer Ausschaffung getroffen wird.

ABRATEN. Traurig bin ich, weil ich mit diesem Ausweis meine Mutter im Sudan nicht besuchen kann. Auslandsreisen sind nicht erlaubt. Das weiss meine Mutter aber nicht. Ich habe es ihr nicht gesagt, weil es sie sehr traurig machen würde. Ihre Situation hat sich im letzten Jahr verschlechtert: Die Polizei erpresst sie, weil sie illegal im Sudan ist. Sie meinen, dass meine Mutter jetzt reich sei, weil ich in Europa bin. Und finanziell ist es schwieriger geworden: Das Schulgeld meiner 14-jährigen Schwester wurde erhöht. Deshalb will sie jetzt jeweils nach der Schule arbeiten gehen – wie ich das erst auch gemacht habe. Würde mir meine Schwester sagen, sie komme nach Europa, würde ich ihr davon abraten. Die Reise ist gefährlicher geworden. Flüchtlinge sitzen im Sudan für Monate im Gefängnis. Die Familien müssen hohe Summen für ihre Freilassung bezahlen. Die Situation in Europa ist schwierig. Die Europäer wollen nicht noch mehr Flüchtlinge aufnehmen.

DAS LEBEN LEBEN. Im Mai 2015 kam ich in die Schweiz. Nach 19 Monaten ist mein Asylentscheid gefallen. Ich bin erleichtert, das Warten hat ein Ende. Jetzt will ich mein Leben leben, wie ich will. Ich will eine gute Ausbildung machen und dann arbeiten. Und vielleicht bekomme ich meine Traumstelle als Billettkontrollleurin bei der SBB eines Tages. Auf jeden Fall will ich nicht jung heiraten, wie das für Eritreerinnen üblich ist. Auch meine Mutter will, dass ich erst eine Ausbildung mache und erwachsen werde. Zeit für Familie und Kinder gibt es danach noch genug, sagt sie. Meine Mutter spricht aus Erfahrung: Statt zur Schule zu gehen, arbeitete sie bereits als Mädchen. Mit 17 Jahren wurde sie verheiratet.

AUFGEZEICHNET: NICOLA MOHLER

Mit dieser Folge endet die Serie «Neu hier». Während eines Jahres hat Helen W. für «reformiert.» aus ihrem Leben in der Schweiz als Asylsuchende erzählt. Sie kam im Frühling 2015 als unbegleitete minderjährige Asylsuchende in die Schweiz. Inzwischen ist sie volljährig geworden.

Alle Folgen sind nachzulesen unter reformiert.info/neu-hier

Auch Bern feiert den «neuen» Glauben

BERN/ Singen, diskutieren und eintauchen in die 500-jährige Geschichte des erneuerten Christentums: Der Berner Auftakt zum Reformationsjahr zog viel Publikum zum Münsterplatz und ins Münster.



Der Berner Synodalratspräsident Andreas Zeller (unten links), Münster-Pfarrerin Esther Schläpfer (unten rechts) sowie viele Besucherinnen und Besucher stimmten Weihnachts- und Reformationslieder gemeinsam an.

Auch Bern feiert 500 Jahre Reformation: Anfang Januar erfolgte hier die Eröffnung mit einem vielfältigen Programm. Der Reformationstruck, der seit November auf dem «Europäischen Stationenweg» nach Wittenberg unterwegs ist, hielt für 36 Stunden auf dem Münsterplatz. Ein gemeinsames Singen von Weihnachts- und Reformationsliedern, eine Singprozession zum Berner Rathaus wie auch eine Nachmittagsveranstaltung, die durch 500 Jahre Geschichte führte, stiessen auf reges Interesse. «Ein erfreulicher Auftakt», findet Judith Pörksen vom Organisationskomitee.

Da noch Weihnachtsferien waren, fürchtete man erst, dass die Leute wohl eher in den Bergen verweilen als die kirchlichen Veranstaltungen besuchen würden. Doch die Organisatoren wurden positiv überrascht. Auch die Podiumsveranstaltung zu Niklaus Manuel, einer prägenden Figur der Reformation im Staat Bern, war bestens besucht. Im Lauf

Vielfältige Aktivitäten

Vor 500 Jahren erschütterten die Thesen von Martin Luther die Kirchenwelt: Die Reformation war geboren. Was ist damals geschehen? Welche Auswirkungen haben die Ereignisse auf unsere heutige Gesellschaft? Während der nächsten Monate finden diverse Vorträge, Podien, Ausstellungen und Konzerte statt, die sich mit diesen Fragen beschäf-

tigen. Und Kirchgemeinden organisieren Gemeindereisen zu den Luther-Schauplätzen in Deutschland.

UNTERWEGS. Ökumenisch begangen wird das Reformationsjubiläum über Pfingsten mit einer überkonfessionellen Pilgerwanderung von Flüeli Ranft zum Berner Münster. Einen Überblick über alle Veranstaltungen finden Sie im Internet.

www.ref2017.ch
www.ref-500.ch

der Diskussion schälten sich die Konturen eines vielschichtigen Renaissance-Menschen heraus, der ernsthaft um Glaubensfragen rang, aber auch bereit war, die Reformation gewaltsam zu etablieren. Matthias Zeindler, Titularprofessor für Systematische Theologie an der Universität Bern, führte aus: «Wäre der neue Glaube damals nicht mit allen Mitteln durchgesetzt worden, gäbe es heute die reformierten Volkskirchen, wie wir sie kennen, vielleicht nicht.» Und dennoch: Er hege grösste Sympathie für die konsequente Gewaltfreiheit der Täufer – auch sie Kinder der Reformation.

NICOLA MOHLER, HANS HERRMANN

Weitere Bilder unter www.reformiert.info/bern

Freiheit leben zum Wohle der Gemeinschaft

PATRONAT/ Bundesrat Johann Schneider-Ammann ist Co-Präsident des Patronatskomitees «500 Jahre Reformation». Er weiss um die Errungenschaften der Reformation bis in die heutige Zeit.

Herr Bundesrat, welche Bedeutung hat die Reformation für die heutige Schweiz?
JOHANN SCHNEIDER-AMMANN: Ohne die Reformation vor 500 Jahren wären wir nicht da, wo wir heute stehen. Luther hatte den Mut, gegen die Obrigkeit aufzustehen, den Ablass zu verdammen, und ermöglichte Entwicklungen, die uns letztlich den Wohlstand gesichert haben.

Welches Verhältnis besteht heute zwischen Staat und Kirche?
Dieses Verhältnis ist gut und unbelastet. Es gibt viel Raum, um die Eigenständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu fördern und diese reformatorischen Elemente bewusst in die Gesellschaft zu tragen. Die Gesellschaft erhält so die Chance, sich weiterzuentwickeln und ihren Wohlstand zu sichern.

In Ihren Reden betonen Sie die Eigenverantwortung und Freiheit. Ist Luthers Forderung nach Freiheit noch aktuell?
Natürlich ist die Forderung aktuell. Aber Freiheit ist nicht unbegrenzt und unkon-

ditioniert. Freiheit bedeutet, dass man sich einer Gesamtverantwortung stellt und die eigenen Interessen etwas zurücknimmt zugunsten der Gemeinschaft. Die Freiheit im Denken und im Handeln sollte immer im Interesse der Gemeinschaft geschehen.

Auch die Übernahme von Eigenverantwortung ist eine Errungenschaft, an deren Durchbruch die Reformation wesentlich Anteil hat.
Die individuelle Verantwortung bleibt eine Bürde. Man kann versuchen, sie an vermeintlich höhere Autoritäten zu veräußern, dem Liberalismus und der Demokratie zu entsagen. In Zeiten des Umbruchs, wie wir sie heute erleben, sind das gefährliche Verlockungen. Als liberaler Politiker, Unternehmer und Mensch, tief verbunden mit der protestantischen Lebensweisheit, bin ich voll überzeugt, dass unsere direktdemokratische und liberale Gesellschaftsordnung alle Voraussetzungen geschaffen hat, um diesen Versuchen widerstehen zu können.

In Ihr Departement fallen auch Bildung und Forschung. Wie hat die Reformation diese verändert?

Es ging damals darum, dass man das erpresserische Geschäft des Ablasses verdamme, und dies mit aller Deutlichkeit. Luther ebnete mit dieser Sicht den Boden für eine gewisse Unabhängigkeit, Freiheit und Eigenverantwortlichkeit. Dies war die Voraussetzung für die Bildung und Forschung, wie wir sie heute betreiben. Dank der Reformation bewegen wir uns seit 500 Jahren auf einem Pfad, auf dem sich der Einzelne zum Wohle der Gemeinschaft einbringen kann und der uns vorwärtsbringt. Das sind Errungenschaften, die es ohne die Reformation nicht geben würde.

Was hat Sie bewogen, das Patronat für das Jubiläumsjahr der Reformation zu übernehmen?
Gottfried Locher hat mich angefragt. Der Präsident des Kirchenbundes ist ein guter Freund. Er konnte mich überzeugen, wie wichtig es ist, dass die staatliche Obrigkeit im Reformationsjahr auftritt und sich mit der Kirche austauscht. Ich bin sensibel für spirituelle und geistliche Fragen, selbst wenn ich nicht durch und durch religiös bin. Ich gehöre zu den Menschen, die nicht einfach ihren Weg als Unternehmer und Politiker gehen, sondern die ganzheitlich denken und handeln wollen. Das Reformationsjahr bietet mir dazu die Chance.

AUFGEZEICHNET: STEFAN SCHNEITER



Johann Schneider-Ammann, 64

Bundesrat Johann Schneider-Ammann ist seit 2010 Vorsteher des Eidgenössischen Departementes für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF). Zuvor war er Präsident der Ammann Group. Er ist verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder.

Bauern kämpfen um ihre Existenz



«Jesus ist mein Halt, mein bester Freund»: Pierre-André Schütz zu Hause in Autavaux

SEELSORGE/ Viele Bauern leiden unter Existenzängsten. Nach mehreren Suiziden wurde im Kanton Waadt der pensionierte Pfarrer Pierre-André Schütz als Bauernseelsorger eingesetzt. Ein Besuch in Autavaux.

Er war selber Bauer, bis er Diakon und schliesslich Pfarrer wurde. Das öffnete ihm die Türen der Höfe, weckte Vertrauen, ist Pierre-André Schütz überzeugt. Ohnehin begegnet man dem Pfarrer auf dem Land wohlwollend. «Die meisten Bauern sind irgendwie gläubig, auch die, die mit der Kirche nichts mehr am Hut haben.»

Etwas schwerer haben es die Psychiater. Wenn ärztliche Hilfe nötig ist, bei einem Burnout, einer Depression, schickt der Seelsorger die Betroffenen erst zum Hausarzt. Würde er gleich zum Psychiater raten, hätte er keine Chance. «Ich bin doch nicht verrückt», heisst es dann.

UNZÄHLIGE HILFERUFE. Als sich im Kanton Waadt im ersten Halbjahr 2015 vier junge Bauern das Leben nahmen, rüttelte das die Öffentlichkeit auf. Die reformierte und die katholische Kirche schufen mit dem kantonalen Amt für Land-

«Die meisten Bauern sind irgendwie gläubig, auch jene, die mit der Kirche nichts mehr am Hut haben.»

•••••

PIERRE-ANDRÉ SCHÜTZ

wirtschaft eine 50-Prozent-Seelsorgestelle. Als Schütz im Oktober seine Arbeit aufnahm, stellte er zuerst die Betreuung an den beiden landwirtschaftlichen Schulen in der Waadt sicher, seither ist er einmal die Woche dort. Die Suizide gingen weiter, der Seelsorger kümmerte sich um die Trauerfamilien, die ihn in der Folge kontaktierten.

Bald wurde Schütz überschwemmt von Hilfesuchen. 58 Familien hat er in den letzten sechzehn Monaten begleitet, längst arbeitet er freiwillig Vollzeit. Viele Situationen konnte er verbessern, oft gemeinsam mit anderen Fachleuten, die er auf den Plan rief. Bei Generationenkonflikten und Eheproblemen vermitteln, Schulden in den Griff bekommen, unrentable Produktionen umstellen, Konkurse verhindern oder erträglich über die Bühne bringen, ärztliche und psychologische Unterstützung organisieren.

Dass es in zwei Fällen zum Schlimmsten kam, obwohl er die Männer schon betreute, hat den Seelsorger erschüttert. Er suchte selber professionelle Hilfe, um wieder Abstand zu gewinnen, sich von

der Verzweiflung nicht anstecken zu lassen. Und immer wieder schöpft er Kraft aus dem Glauben: «Jesus ist meine Freude, mein Halt, mein bester Freund.»

Die Gründe für die Verzweiflung sind komplex. Es gibt auch hausgemachte Probleme. «Ein Drittel der Bauern, mit denen ich zu tun habe, wollten den Betrieb der Eltern gar nicht übernehmen», erzählt Schütz. Oft fehle es an unternehmerischem Wissen, an der Bereitschaft, sich beraten und helfen zu lassen. Und definitiv sollten die Bauern mehr zusammenarbeiten. «Statt sich teure Maschinen zu teilen, schafft jeder seine eigenen an», kritisiert Schütz. Doch seine Empörung über die Situation der «copains» ist ständig spürbar. Jahr für Jahr gehen in der Schweiz tausend Bauernhöfe ein.

«Für eine Tonne Randen erhielt der Produzent früher 160 Franken, heute sind es noch 44», so der Pfarrer. Während die Einnahmen zurückgingen, seien die Kosten stetig gestiegen. Sein Traktor hat ihn vor Jahren 19 000 Franken gekostet, heute müsste er dafür 60 000 zahlen. Die Liste der Probleme, denen er begegnet, ist lang: Die administrativen Auflagen werden immer komplizierter. Viele Bauern sind auf einen Nebenerwerb angewiesen, was zu Überforderung führen kann. Und die meisten sind sehr einsam in ihrer Arbeit, seit sie keine Angestellten mehr haben und die Frau auswärts dazuverdient. Wenn der Bauer denn überhaupt eine Frau findet.

EIN NETZ SPANNEN. Schnell wurde dem Seelsorger klar, dass es für eine wirksame Prävention ein ganzes Netzwerk braucht. Nun werden Tierärzte, Kontrolleure, Agrarhändler, Berater, Buchhalter darin geschult, Anzeichen für eine psychische Krise zu erkennen. Denn sie haben regelmässig mit den Bauern zu tun.

Im Dezember fand der erste von fünf Kursen mit Psychiatern der Lausanner Uniklinik statt. Die Kurse waren sofort ausgebucht. Bald bekommt der Seelsorger auch Verstärkung, ein zusätzliches Viertelspensum ist bewilligt. Und Schütz hält jetzt schon Ausschau nach einer Nachfolge. Denn im Oktober 2018 wird er seinen Vertrag nicht mehr verlängern. «Ich habe auch einen Vertrag mit meiner Frau», sagt er und lacht. **CHRISTA AMSTUTZ**

Interview: www.reformiert.info/bauern
Hilfe in der Deutschschweiz: Bäuerliches Sorgentelefon, 041 820 02 15, Mo 8.15–12 Uhr, Do 18–22 Uhr

Als er die Matur bestand, war er neun Jahre alt

KULTUR/ Maximilian Janisch ist dreizehn Jahre alt und das berühmteste hochbegabte Kind der Schweiz. Der Dokumentarfilm über seine Geschichte war an den Solothurner Filmtagen zu sehen.

Spitzenschüler mit Höchstleistungen haben meistens einen Intelligenzquotienten von rund 117, selten gibt es welche mit 130. Bei Maximilian Janisch aus dem luzernischen Meierskappel wurde ein IQ von 149+ gemessen.

Der Junge soll schon als Zweijähriger beim Einkaufen den PIN-Code der EC-Karte seines Grossvaters eingegeben haben. Mit neun Jahren bestand er die Mathematik-Matura mit Bestnoten und wollte an der ETH studieren. Doch an die Hochschule wurde er nicht zugelassen.

DER APPLAUS BLEIBT AUS. Der Fall Maximilian wurde zum Medienhype und das Wunderkind weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt. Nun hat sich Regisseur Nicolas Greinacher – er war selber

als Kind mathematisch hochbegabt – mit dem Thema filmisch auseinandergesetzt. Ein Jahr lang begleitete er Max und dessen Eltern mit der Kamera und erlebte, wie anspruchsvoll und widersprüchlich ihr Alltag sein kann: «Für ausserordentliche Begabungen im mathematischen und naturwissenschaftlichen Bereich fehlt oft das Verständnis.» In der Musik oder im Sport könne sich das Publikum an den erstaunlichen Leistungen erfreuen. «Aber bei mathematischen Formeln ist die Distanz für viele zu gross.»

Greinacher selber wurde als Kind in seiner besonderen Begabung nicht gefördert. «Das war in Ordnung», meint er. Nachteile habe er dadurch nie gehabt. Der Entscheid aber, Maximilian zu fördern, sei genauso richtig. «Wenn ein

derart hochentwickelter Geist im Körper eines Kindes steckt, müssen Eltern und Lehrer erfinderisch sein und bei ihren Entscheidungen oft auf das Verständnis von anderen verzichten.»

ES GIBT KEINE GARANTIE. Die Forschung definiert Hochbegabung als Möglichkeit zu Leistungen, die in einem oder mehreren Bereichen beträchtlich über dem Durchschnitt liegen. Wobei der Intelligenzquotient nur das Leistungspotenzial prognostiziert. Ob daraus Spitzenleistungen resultieren, hängt noch von anderen Faktoren ab. Studien zeigen, dass es nur rund der Hälfte der laut IQ hochbegabten Schüler gelingt, entsprechend hohe Leistungen zu zeigen, wobei es ihnen unter Gleichbegabten wesentlich leichter fällt. Auch zeigte sich, dass der IQ, je nach Förderung und Lernprozess, schwanken kann. Und es ist keineswegs sicher, dass die «Leistungsexzellenz» bis ins Erwachsenenalter anhält.

«Mit dem Begriff Hochbegabung versucht man, ein Phänomen zu erfassen, es ist keine Garantie für schulischen oder beruflichen Erfolg», sagt der Psychologe Allan Guggenbühl, der auch im Film zu Wort kommt. «Aber ausser dem IQ ist nur



Klug genug, aber zu jung für die ETH: Maximilian Janisch

«Steckt ein solcher Geist im Körper eines Kindes, muss man erfinderisch sein.»

•••••
NICOLAS GREINACHER

wenig messbar und definierbar.» Es sei daher nicht verwunderlich, dass viele besondere Begabungen nicht erkannt würden und verkümmerten.

Gleichzeitig werde der Begriff aber auch inflationär gebraucht, sagt Guggenbühl. Menschen schätzten ihre Fähigkeiten oft allzu hoch ein und seien bitter enttäuscht, wenn der Erfolg ausbleibe. «Der innere Coach blendet schwache Seiten einfach aus.» Das sei zwar eine sinnvolle psychoemotionale Strategie. «Aber deswegen ist man noch lange nicht hochbegabt.» **KATHARINA KILCHENMANN**

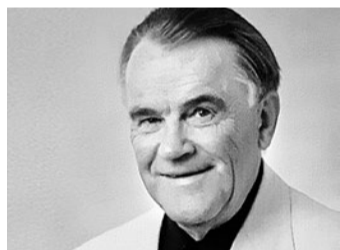
NACHRICHTEN

Witziges aus dem Pfarrhaus

SERIE. In der Westschweiz ist die Serie «Ma femme est pasteure» ein Publikumshit. Nun gibt es die skurrilen Eheszenen aus dem Waadtländer Pfarrhaus auch auf Deutsch. Die synchronisierten Folgen eins bis drei von «Meine Frau ist Pfarrerin» sind im Internet aufgeschaltet: www.reformiert.info/pfarrerin. **NM**

Martin Klopfenstein ist gestorben

NACHRUF. Am Heiligen Abend 2016 ist Prof. Dr. theol. Martin Klopfenstein an den Folgen eines schweren Verkehrsunfalls 85-jährig verstorben. Er studierte in Bern und Edinburgh, wurde 1959 Assistent, dann Pfarrer in Langenthal, 1964 Berner Universitätspfarrer. Er habilitierte sich 1971; im gleichen Jahr wurde er Rektor der Kirchlich-Theologischen Schule und 1976 Ordentlicher Professor für Altes Testament in Bern. Als Berner Oberländer besass er ein tieferes Einverständnis mit den hiesigen Studierenden und gewann sie für einen intensiven, kritischen wie positiven Umgang mit der Bibel. Sein Wirkungskreis beschränkte sich nicht auf die akademische Forschung und Lehre. Er hatte Einsitz in zahlreichen fakultären und universitären Gremien, am-



Martin Klopfenstein

tierte als Dekan und Vizerektor, unterrichtete Hebräisch an Gymnasien, war Synodaler, predigte gerne und gut, betätigte sich als Feldprediger, hielt Vorträge und gab Kurse in der Pfarrerweiterbildung.

PROF. EM. WALTER DIETRICH

AUCH DAS NOCH

Reformation geht durch den Magen

SUPPE. Mit Buchstabensuppe kann man Wörter an den Tellerrand schreiben. Das Wort wiederum hat einen starken Bezug zur Theologie: «Nur die Schrift» lautet einer der vier reformatorischen Grundsätze. Dies inspirierte das Pfarrerehepaar Heinz Wulf und Karolina Huber in Wohlen, zum Reformationsjahr 2017 eine Buchstabensuppe in passender Verpackung anzubieten, mit löffeltragenden Reformatoren als Sujet. Laut der Zeitung «Der Bund» orderten die Initianten gleich 40000 Stück. Der Mensch lebt schliesslich nicht vom Brot allein. **HEB**



Wertvolle Begegnungen, schwierige Umstände: Philipp Koenig, Beatrice Teuscher und Arcangelo Maira vor dem EVZ Bern

Lernen von den kontrollierten Gästen

ASYLZENTRUM/ Seit Mai leben im ehemaligen Berner Zieglerspital Flüchtlinge. Drei Seelsorgende sind für sie da. Und lernen dabei viel, wie sie bei einem Besuch berichten.

Das Wort «Flüchtlinge» nehmen die Seelsorgenden kaum in den Mund: Beatrice Teuscher, Philipp Koenig und Arcangelo Maira nennen die Menschen im Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVZ) Bern manchmal «Gäste». Und das Gastronomievokabular führt der reformierte Pfarrer Koenig weiter, wenn er beschreibt, wie ein Seelsorgealltag im EVZ beginnt: «Am idealsten ist es, gleich beim Frühstück – wie ein Wirt – von Tisch zu Tisch zu gehen und alle zu begrüssen.»

INGESCHRÄNKTE MENSCHEN. Beim Eingang wirkt das Zentrum hingegen alles andere als gastlich. Ein hünenhafter Securitas-Mann steht wachsam da. Hinter einer Glasscheibe wirkt ein zweiter als Concierge. Schilder mit den Titeln «Exit

time» und «Prohibited» weisen auf die Ausgangszeiten und die Gegenstände hin, die nicht hineingenommen werden dürfen; Glasflaschen etwa. Eine zweite Tür kann nur geöffnet werden, wenn die Sicherheitsleute sie freigeben.

«Jetzt schau, neue Stühle und Tische», stellt Philipp Koenig im Esssaal erfreut fest. Seit Monaten werde immer irgendwo gebaut, sagt er beim kurzen Rundgang durch die ehemaligen Spitalräume. Neu ist auch das helle Gelb und Weiss, mit dem Wände und Säulen gestrichen sind. Das sei von den Gästen gemalt worden, sagt Koenig. Arbeiten ist gefragt. Das zeigt auch die wartende Schar beim Treppenhaus, die mit den Betreuungspersonen der Firma ORS zum Arbeitseinsatz in die Stadt gehen. «Das ist

Empfangs- und Verfahrenszentrum

Seit Mai 2016 wird das ehemalige Zieglerspital in Bern als Bundesasylzentrum genutzt. Aus Eritrea, Somalia, Afghanistan, Irak und Syrien kommen die zurzeit zwischen 80 und 150 Flüchtlinge, im Schnitt nur für wenige Wochen hier. Ab Sommer ist der auf acht Jahre befristete Betrieb mit 350 Plätzen geplant. Gemäss Martin Liechti, Chef EVZ Bern beim Staatssekretariat für Migration, läuft es bisher gut, der Umgang der Flüchtling untereinander sei «allermeistens» friedlich.

sehr begehrt», bestätigt die ebenfalls reformierte Pfarrerin Beatrice Teuscher.

Philipp Koenig findet es hilfreich, dass die Asylsuchenden im EVZ putzen und abwaschen können; diese Arbeiten strukturierten «die langen Tage des Wartens und Bangens». Gleichzeitig empfindet er es als schwierig, dass sie noch keine Erwerbsarbeit suchen dürfen, obwohl es doch in der Pflege, in der Gastronomie und in der Landwirtschaft Arbeitskräfte bräuchte.

MIT UNGENUTZTEN TALENTEN. In den Gesprächen mit den Gästen geht es gemäss den Seelsorgenden vordergründig vor allem um drei Dinge: Orientierung, also praktische Informationen, was hier passiert und wie es funktioniert. Denn die Flüchtlingen seien häufig sehr desorientiert, wenn sie ankommen. Ein weiteres Hauptthema sei die Zukunft: Was als Nächstes kommt, welches die Aussichten sind. «Und die Vergangenheit, die wir nicht direkt ansprechen. Hingegen kommt sie oft automatisch zur Sprache, wenn wir beispielsweise nach den Talenten der Menschen fragen», sagt Philipp Koenig. Für die Seelsorgenden ist es zentral, einfach da zu sein für die Menschen und für das, was im Moment am wichtigsten ist für sie.

Die Spiritualität ist dabei für Beatrice Teuscher eine stete Begleiterin: «Jeder Gruss soll die Qualität eines Segens haben. Spiritualität durchdringt jeden Bereich unserer Arbeit; das kann auch heissen, jemanden auf die Rechtsberatung zu begleiten.» Die Religionszugehörigkeit sei selten ein Gesprächsthema. Welcher Religion die Seelsorgenden angehören, habe bisher kaum eine Rolle gespielt. Es gebe auch befremdliche Momente, – etwa als ein Mann sagte, Dämonen hinderten ihn am Lesen der Bibel. Doch gerade solche Momente würden auch helfen, immer vertrauter zu werden mit der Gedankenwelt des Gegenübers.

Das ist auch für den katholischen Padre Arcangelo Maira wichtig. «Viele Leute stellen Flüchtlinge als Problem dar. Dabei bringen sie Werte mit, von denen wir lernen können.» Er erlebt, dass der Glaube eine wichtige Ressource für die Menschen ist; vor allem in den oft grausamen Erlebnissen auf der Flucht gebe der Glaube Halt und Hoffnung. Koenig und Teuscher sagen, dass sie trotz dieser manchmal schwer zu ertragenden Geschichten gerne zur Arbeit ins EVZ kommen. «Der Mut dieser Menschen ist belebend und ansteckend», meint Koenig. Maira seinerseits überrascht im ersten Augenblick mit seiner Aussage: «Ich möchte nicht mehr hier arbeiten.» Und fügt mit ernstem Lächeln hinzu: «Ich möchte, dass kein Mensch mehr zur Flucht gezwungen ist.» **MARIUS SCHÄREN**

Warum so viele Berner Kirchen den 500. Geburtstag feiern

BAUGESCHICHTE/ Die 500-Jahr-Jubiläen von Kirchen im Kanton Bern häufen sich derzeit. Der Bauboom im frühen 16. Jahrhundert finanzierte sich unter anderem durch das Söldnerwesen.

Seit einigen Jahren fällt auf, dass immer wieder eine Kirchgemeinde das 500-Jahr-Jubiläum ihrer Kirche feiert: Kirchberg, Vechigen, Jegenstorf, Seeburg, Ursenbach. Mit Blick auf das gesamte erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts lässt sich diese Liste um gut dreissig weitere Namen verlängern. Es handelt sich um Kirchen, die zwischen 1500 und 1525 entweder neu gebaut oder umgebaut wurden. Um Kirchen also, die am Vorabend der Berner Reformation entstanden – fast so, als hätte man vorausgeahnt, dass der Staat Bern im Jahr 1528 den neuen Glauben einführen würde und die Kirchengebäude entsprechend fit zu sein hätten.

«Die Reformation spielte beim kirchlichen Bauboom im frühen 16. Jahrhundert jedoch noch keine Rolle», hält Hans Peter Würsten von der Denkmalpflege des Kantons Bern fest. Das Phänomen

lasse sich aber auch nicht aus einem architektonischen Umbruch heraus erklären. Denn die neuen Bauten hätten sich stilistisch kaum von den älteren Kirchen unterschieden. «Es war also nicht so, dass plötzlich ein völlig neuer Kirchentypus Mode geworden wäre.»

BLUTGELD FÜR KIRCHEN. Der Kunsthistoriker Jürg Schweizer, pensionierter Denkmalpfleger des Kantons Bern, zieht als Erklärung für den Boom den damaligen Zeitgeist heran. «Es war eine wild bewegte Epoche, und der Ausstattungsluxus überbordete in jeder Beziehung», erklärt er. «Der Solddienst und die Italienfeldzüge brachten Geld, es herrschte somit auch wirtschaftlich eine Aufbruchstimmung.» Die «gewaltige Bau- und Ausstattungstätigkeit» in den Jahren vor der Reformation sei etwa auch in Graubünden und Zürich festzustellen. Ein



Spätgotisch: Kirche Jegenstorf

weiterer Faktor für die rege Kirchenbautätigkeit auf Berner Territorium war der Münsterbau in der Stadt Bern, der im Spätmittelalter in mehreren Etappen erfolgte. Das habe rundherum ein «eigenliches Wettbauen» ausgelöst, so Schweizer, für das auch die Fachleute und das Know-how zur Verfügung standen.

Nach der Reformation im Staat Bern wurden die bestehenden Kirchen einem Check unterworfen, denn sie waren von nun an nicht mehr heilige Orte mit quasi «magischer» Schutzfunktion über eine Region, sondern, ganz pragmatisch, Versammlungsräume für den Gottesdienst und allenfalls andere Anlässe. Die Regierung legte fest, welche Kirchen zu diesem Zweck in Betrieb bleiben sollten, der Rest wurde stillgelegt, teils einer neuen Bestimmung zugeführt, teils abgerissen. Davon betroffen waren vorab Wallfahrtskapellen und Klosterkirchen wie etwa jene auf der St Petersinsel oder in Frienisberg.

Danach kehrte in der Berner Kirchlandschaft eine Zeit lang Ruhe ein. Im 17. Jahrhundert erfolgte ein neuer Schub: Nun ging es darum, die spätgotischen, von ihrer Raumkonzeption her eigentlich noch immer katholischen Kirchen in typisch reformierte Saalbauten umzuwandeln. **HANS HERRMANN**

EXPERIMENT/ Zwei Menschen machen sich zuerst ein Bild voneinander und reden dann über ihre Vorurteile.
REFORMATION/ Warum Zwingli Bilder aus den Kirchen verbannte und dennoch ziemlich viel von Kunst verstand.

«Ich muss Menschen hören, um sie zu sehen»

PFARRAMT/ Jürg Spielmann ist blind. Der Pfarrer von Bülach im Zürcher Unterland macht sich eigene Bilder. Er erzählt, wie er Menschen begegnet, Trauernde tröstet, warum er nicht auf Facebook ist und dem Himmel dankt, gewisse Bilder nicht zu sehen.

Als Sehender begegnest du Menschen schon von Weitem. Da steigt jemand aus dem BMW, du siehst seine Kleidung, seine Gestalt, seinen Gang. Über die Distanz bereitet das Auge die Begegnung vor. Als Blinder hingegen begegne ich dem Menschen erst, wenn ich seine Stimme höre und den Händedruck spüre. Es braucht das Gespräch, damit ich die Person sehen kann.

WAS DIE STIMME VERRÄT. Eine wichtige Rolle spielt die Stimme. Zwischen 25 und 55 Jahren tönen Stimmen relativ ähnlich. Allerdings sind Wortwahl, Inhalt und Ausstrahlung in der Stimme von Jüngeren anders als bei Älteren. Ein physisches Bild mache ich mir von meinem Gegenüber nicht, ausser es war ein sehr markanter Händedruck. Oder wenn jemand sehr korpulent ist, dann merkt man das der Hand an. Ansonsten gibt es grosse Leute mit kleinen Händen und umgekehrt, man kann sich täuschen. Ich nehme bei der Begrüssung den Duft wahr, sofern einer vorhanden ist. Und neben der Stimme den Dialekt.

Aus allem kann ich mir ein zuverlässiges Bild machen. Ich bin jetzt 53 Jahre alt, mit meiner langen Erfahrung verschätze ich mich selten bei Menschen. Allerdings muss ich differenzieren: Am besten sehe ich Leute in meiner Muttersprache, also Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch. Sobald jemand fremdsprachig ist, wird es viel schwieriger.

Ganz schwierig finde ich es bei Bewerbungsgesprächen. Es gibt ja dieses Klischee vom blinden Seher, also dass Blinde etwas wahrnehmen, das Sehende nicht merken. Wie jedes Klischee hat es einen Kern Wahrheit. Der Blinde ist frei von visuellen Vorurteilen. Aber im Bewerbungsgespräch spielen alle Beteiligten eine Rolle, man verkauft sich. Ich habe mehrere Situationen erlebt, bei denen sich jemand später als Blender herausgestellt hat, und im Gespräch habe ich das nicht gehört. Die Sehenden aber auch nicht.

VON BILDERN VERSCHONT. Das zweite Gebot verbietet, dass man sich von Gott ein Bild macht. Der Schriftsteller Max Frisch überträgt es im Roman «Stiller» und in seinen Tagebüchern auf den Menschen: Du sollst dir kein Bild vom Mitmenschen machen. Sonst bannst du ihn in deinem Bild von ihm, du siehst nicht mehr sein eigentliches Wesen. Als ich das las, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Gott wird Mensch in jedem Menschen. Und wenn

wir uns von Gott kein Bild machen sollen, dann auch nicht von seinem Ebenbild, also von uns. Ein ähnlicher Gedanke findet sich im 1. Buch Samuel 16,7: «Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an.»

Ich weiss, im Zeitalter von Facebook, Bilderflut und Selfiekultur tönen solche

Ich habe schon Horror, wenn ich mir das in meiner inneren Welt vorstelle.

Wenn ich an meine Hände denke, und meine Hände sind meine Augen, dann danke ich dem Himmel, dass ich nie einen zerschossenen Körper berühren musste. Aber jeder Sehende weiss, wie ein Zerschossener aussieht. Ich kann es

Von diesem Anpassungsdruck habe ich mich befreit. Aber gewisse Standards versuche ich einzuhalten: Meine Kleidung muss sauber sein, meinem Beruf und dem Anlass angemessen. Heute etwa habe ich ein Traugespräch, dafür habe ich ein hellgraues Hemd angezogen. Manchmal frage ich meine Frau danach, manchmal halte ich mein Farberkennungsgerät drauf, das sagt mir dann die Farbe.

Häufig kann man an blinden Menschen gewisse Ticks beobachten, etwa Kopfbewegungen, geschlossene Augen, Schaukeln im Sitzen. Ich bin froh, dass nahestehende Menschen mich darauf aufmerksam machen: Mach die Augen auf, wenn du mit jemandem redest, schau ihn an.

EINFACH NICHTS. Ich sehe gar nichts. Es ist nicht hell, es ist nicht dunkel. Es ist nichts. Seit Geburt hatte ich eine starke Sehbehinderung, und dieser kleine Sehrest ist mit fünf Jahren erloschen. Ich erinnere auch keine Bilder. Neurologen erklären: Das Hirnareal, das für Sehen gebraucht wurde, wird bei Blinden ungenutzt. Im Sehcortex tätigen wir die Stimmanalyse und auch die Brailleschrift, also das Umsetzen von Punkten in Buchstaben. Der Mensch ist so genial gebaut, dass der freie Platz quasi auf der Festplatte neu überspielt werden kann. Man darf aber nicht von mir auf alle schliessen. Es gibt Blinde, die weiss sehen. Aber viele, die zu hundert Prozent blind sind, sehen nichts.

Meine Blindheit ist nicht unwichtig in meiner Tätigkeit als Seelsorger. Menschen, die in Not sind, die trauern oder im Spital liegen, geben mir oft einen Vertrauensvorschuss. Sie scheinen mir zubilligen: Der hat nicht nur gut reden, sondern weiss, um was es hier geht. Ich bin für sie der stellvertretend Hoffende.

Der Vergleich ist etwas steil, aber vielleicht bin ich in diesem Moment für einige wie Christus, der menschliches Leiden kennt und trägt. Seit ich etwas über den Mechanismus von Übertragung und Gegenübertragung gelernt habe, kann ich auch damit umgehen. Ich versuche solche Übertragungen wahrzunehmen und auszuhalten. Aber ich darf nicht mitagieren in dem System, darf mich nicht aufschwingen zum Christus, dann würde es für andere und mich belastend. Meine Aufgabe ist, Menschen wieder zu ihren eigenen Ressourcen zurückzuführen. Über mich finden sie dann idealerweise ihre eigene Hoffnung zurück.

AUFGEZEICHNET: REINHARD KRAMM

Überlegungen ziemlich schräg. Ich selber bin nicht auf Facebook. Das war ein bewusster Entscheid, weil Facebook ganz stark von Bildern lebt und seine Inhalte eher banal sind. Dafür will ich keine Zeit investieren. Es entlastet mich auch von Schreckensbildern. Ich bin froh, dass ich nicht den Säugling in der Ruine von Aleppo sehe, oder den ertrunkenen Bootsflüchtling am Strand von Lesbos.

mir schlicht und ergreifend gar nicht vorstellen. Das entlastet mich sehr. Also mir fehlt im Zeitalter der Bilderflut nichts.

Aber zurück zum Thema Selfie: Mir ist es nicht egal, wie ich selbst aussehe. In dieser Welt kann ich nur bestehen, wenn ich mich anpasse. Die Frage ist: Wie weit geht die Anpassung? Früher glaubte ich, ich müsste Gestik erlernen oder bei Zugfahrten aus dem Fenster schauen.

Zwei Menschen, zwei Fotos und bestellte Vorurteile

BEGEGNUNG/ Über andere zu urteilen, ohne sie zu kennen. Was geschieht da? «reformiert.» hat zwei Menschen dazu aufgefordert, Vermutungen über eine ihnen unbekannte Person anhand eines Fotos anzustellen. Daraufhin haben sie sich getroffen.

Cynthia Wolfensberger und Ueli Knecht sind sich noch nie begegnet. Sie haben Ende Dezember von «reformiert.» ein Foto des Gesichts der anderen Person erhalten und die Aufforderung, Vermutungen über das Gegenüber anzustellen. Wer ist diese Person? Was möchte ich von ihr erfahren? Welche Charakterzüge hat sie? Ihre spontanen Gedanken über das Foto haben sie in einer E-Mail festgehalten. Ausgewählt hat die Redaktion die beiden Personen, weil sie unterschiedliche Berufe ausüben. Ansonsten wussten auch die Redaktorinnen kaum etwas über die beiden. Anfang Januar haben sich Cynthia Wolfensberger und Ueli Knecht in Zürich zum Gespräch getroffen.

Weshalb haben Sie sich eigentlich auf das Experiment eingelassen,

Wer ist das auf dem Bild?

Was möchte ich von diesem Menschen erfahren?

Was arbeitet diese Person?

Welche Musik hört dieser Mensch?

Was für positive Charakterzüge hat diese Person?

einen Ihnen unbekanntem Menschen zu treffen?

CYNTHIA WOLFENSBERGER: Ein Grund war sicher meine Neugier. Diese Begegnung ist eine Möglichkeit, ungefiltert zu erfahren, welches Bild ein anderer Mensch sich aufgrund einer Fotografie von mir macht. Im Alltag sagt einem das nie jemand.

UELI KNECHT: Ich sitze hier, weil mich Begegnungen mit anderen Menschen und ihren Lebensgeschichten interessieren. Gleichzeitig habe ich bei der Zusage gezögert. Es entspricht mir nicht, über andere Menschen zu urteilen, ohne sie zu kennen – genau das hat «reformiert.» von mir jedoch gefordert. Meine Neugier war am Ende aber stärker.

Mail von Cynthia Wolfensberger mit Vermutungen über Ueli Knecht: «Ich sehe einen Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Seine Freizeit verbringt er gerne in der Natur und eher allein als in einer Gruppe. Ausser er singt in einem Chor. Ich glaube, dass er einen spannenden gewundenen Lebensweg zurückgelegt hat und dass er sich wohl in seiner Haut fühlt.»

Frau Wolfensberger, woher nehmen Sie die Vermutung, dass Ueli Knecht sich in seiner Haut wohl fühlt?
WOLFENSBERGER: Aufgrund des Ausdrucks in seinen Augen.

KNECHT: Wenn das so ankommt, freut es mich. Es gibt natürlich schon Situationen, in denen ich mich unwohl fühle. Aber grundsätzlich glaube ich, eine Lebensform gefunden zu haben, die mir entspricht und in der mir wohl ist. Aber das mit dem Chor stimmt nicht. Ich höre gerne Chöre, singe jedoch nicht selbst.

Man sucht nach Dingen, die die eigenen Vorurteile bestätigen, anstatt Neues an diesem Menschen zu entdecken.

Frau Wolfensberger, wandern Sie?
WOLFENSBERGER: Nein. Ich bin eine Zimmerpflanze. Ich verbringe meine Freizeit gerne drinnen oder im Schatten. Ich be-

Mail von Ueli Knecht: «Mein erster Eindruck beim Betrachten des Fotos weckt das Empfinden, dass ich diese Person kenne (was nicht der Fall ist). Daher die Assoziation; in Bezug auf ihr berufliches oder soziales Umfeld steht sie mir nahe. Ich kann mir eine berufliche Tätigkeit mit pädagogischen Aspekten vorstellen, eher Erwachsenenbildnerin als Kindergärtnerin.»

Sie haben nach der Betrachtung des Bildes im Vorfeld des Gesprächs jetzt einen ersten Eindruck Ihres Gegenübers gewonnen. Welche Frage möchten Sie jetzt unbedingt stellen?

KNECHT: Ich möchte wissen, wo Sie, Frau Wolfensberger, im Leben stehen. Dass Sie sich in der Freizeit zurückziehen, hat wohl damit zu tun, dass Sie sich sonst verausgaben?

WOLFENSBERGER: Ich helfe Menschen, Entscheidungen für ihr Leben zu fällen. Ich berate sie zur Frage, was ihnen Veränderungen wert sind. Und ich zeige auf, wenn sie falschen Idealen aufsitzen, die von den Medien oder ihrem Umfeld geprägt wurden, anstatt sich an ihrer eigenen Wahrnehmung zu orientieren.

Mögen Sie Ihren Beruf nennen?
WOLFENSBERGER: Wenn ich ihn nenne, haben die meisten das Gefühl, er hätte mit dem oben Gesagten gar nichts zu tun. Ich arbeite als plastische Chirurgin. Viele denken dabei an Lamborghinis und Ästhetik. Sie vermuten, dass ich für Geld alles machen würde und meinen Patientinnen und Patienten alle Wünsche erfülle. So verstehe ich meinen Beruf überhaupt nicht.

KNECHT: Ich habe solche Vorurteile gegenüber der plastischen Chirurgie nicht. Ich bringe den Beruf mit einem sozialen Engagement in Verbindung, weil ich plastischen Chirurgen in Afrika begegnet bin, die vor allem für Kinder im Einsatz waren.

Mail von Cynthia Wolfensberger: «Ich stelle mir vor, dass er in der Erwachsenenbildung arbeitet. Er wirkt auf mich etwas skeptisch. Ich denke, er spricht in kurzen klaren Sätzen. Ich glaube nicht, dass es sich um eine überdurchschnittlich geduldige Person handelt.»

«Ich habe zu oft erlebt, dass eine vorgefertigte Meinung über eine fremde Person eine respektvolle Begegnung verhindert.»

UELI KNECHT

WOLFENSBERGER: Herr Knecht, stimmt meine Vermutung, dass Sie Wissen an Erwachsene vermitteln?

KNECHT: Ich habe ursprünglich eine grafische Lehre absolviert. Da mir dieser Beruf zu introvertiert war und ich das

Pädagogische vermisste, wurde ich Werklehrer. Später wechselte ich in die Entwicklungszusammenarbeit. In Kamerun habe ich mehrere Jahre für die Basler Mission gearbeitet – das heutige evangelische Missionswerk Mission 21.

WOLFENSBERGER: Was haben Sie dort gemacht?

KNECHT: Ich habe eine Töpferei aufgebaut, junge Menschen darin bestärkt, das alte kamerunische Töpferhandwerk weiter zu pflegen, und ihnen zusätzlich neue Techniken vermittelt. Heute arbeite ich in der Projektberatung für Mission 21. Pro Jahr bin ich rund fünf Monate im Einsatz, vorwiegend in Borneo. Dazwischen arbeite ich als selbstständiger Handwerker und Gestalter in der Schweiz.

Werden Sie als Mitarbeiter von Mission 21 auch mit Vorurteilen gegenüber Ihrem Beruf konfrontiert?

KNECHT: Viele Leute meinen, wir von Mission 21 würden in andere Länder gehen, um Menschen dort etwas zu lehren, das ihnen fremd ist, oder sie im Extremfall zu bekehren. Das entspricht nicht der Realität. Wir arbeiten immer mit Partnerorganisationen vor Ort zusammen und haben von diesen einen klaren Auftrag. Der Bekehrung stehe ich kritisch gegenüber. Deshalb stimmt meine Stellung als Handwerker für mich. Soziales Engagement geht einher mit meiner persönlichen Beziehung zu Gott.
WOLFENSBERGER: Hätte ich mit dem Foto von Herrn Knecht die Information erhalten, er arbeite für

Aus welchem sozialen Umfeld stammt die Person?

Welche Hobbys hat sie?

Was löst das Foto für Assoziationen bei Ihnen aus?

Was interessiert mich an diesem Menschen?

Über was würde ich mit dieser Person bei einem Treffen diskutieren?

ein Missionswerk, hätte ich mir vielleicht andere Gedanken über ihn gemacht. Aber jetzt steht der Mensch im Vordergrund. Ich bin jedenfalls überrascht, wie richtig wir mit den Vermutungen lagen, die wir aufgrund der Fotos angestellt haben.

Sind Sie auch überrascht, Herr Knecht?

KNECHT: Ja. Allerdings frage ich mich, ob ich auf das Foto von Frau Wolfensberger nur Dinge projiziert habe, die ich von mir selber kenne. Oder von Menschen aus meinem Umfeld, die ihr gleichen.

WOLFENSBERGER: Das könnte sein. Ich glaube, wir sind sehr ähnlich. Wir versuchen, respektvoll mit Mitmenschen umzugehen, ihnen unsere Gedankenwelt nicht aufzwingen. Oder projiziere ich nur meine Wünsche in Herrn Knecht hinein? Das kann auch passieren, wenn man sich ein Bild von jemandem Fremden macht.

Frau Wolfensberger, glauben Sie als plastische Chirurgin, dass man am Gesicht eines Menschen etwas über dessen Persönlichkeit ablesen kann?

WOLFENSBERGER: Manche Anhänger der Physiognomik meinen, am äusseren Erscheinungsbild Gebagungen und Charaktereigenschaften zu erkennen. Das ist für mich Hokuspokus. Aus dem Foto eines Gesichts kann ich nichts über die Persön-

lichkeit erfahren. Hingegen lässt sich aus einem bewegten Gesicht viel über die Befindlichkeit einer Person lesen. Man kann Traurigkeit um die Augen oder einen verkniffenen Ausdruck beobachten. Das ist wichtig für meine Arbeit.

Inwiefern?

WOLFENSBERGER: Oft sitzen mir unglückliche Menschen gegenüber. Sie glauben, dass alles gut wird, wenn sie einen grösseren Busen, einen strafferen Bauch oder weniger hängende Augenlider haben – solche Eingriffe sind meine Spezialgebiete. Diese Menschen darf ich nicht operieren, denn sie wären danach weiterhin unglücklich. Darum ist es wichtig, dass ich in Gesichtern lesen kann.

Sie sehen im Gesicht von Herr Knecht eine gewisse Skepsis. Verletzt Sie das, Herr Knecht?

KNECHT: Nein. Skepsis ist nichts Schlechtes. Verletzend finde ich Vorurteile im interkulturellen Kontext.

Viele ältere Frauen hatten dieses Selbstbewusstsein jedoch bereits.

Erleben Sie in der Schweiz Vorurteile gegenüber Afrika?

KNECHT: Sehr stark. Das hat mit meiner persönlichen Situation zu tun. Ich lebe mit meiner Frau, einer Kamerunerin, im Emmental. Ich weiss, wie schnell aufgrund von Nationalität oder Hautfarbe geurteilt wird.

WOLFENSBERGER: Das hat sich in der Schweiz sehr gewandelt. Ich habe das selbst erlebt, denn meine Mutter ist eine schwarze Amerikanerin. Ich wurde in den USA geboren und wuchs in Zürich auf, mein Vater ist Schweizer. Als ich ein Kind war, war ich wegen meiner Hautfarbe einfach anders als die andern. Das wurde nicht gewertet. Damals, vor 56 Jahren, lebten nur drei schwarze Personen permanent in der Schweiz. Erst in den

Jahren von Zürich ins Emmental zogen, um eine Wohngenossenschaft zu gründen, rieten mir Freunde ab: «Du spinnt, mit einer schwarzen Frau kannst du nicht dorthin.» Dieses Vorurteil hat sich nicht

«Ich bin neugierig, was für ein Bild sich ein anderer aufgrund eines Fotos von mir macht. Das erfährt man sonst nie.»

CYNTHIA WOLFENSBERGER

bestätigt. Meine Frau fühlt sich wohl im Emmental. Durch das Engagement in der Wohngenossenschaft und über die Schule unseres Sohnes ist sie eingebunden.

Was kann eigentlich helfen, wenn man sich bedrängt fühlt durch rassistische Vorurteile?

WOLFENSBERGER: Ich habe in meinem Elternhaus gelernt, dass Vorurteile eine Krücke sind für dumme Leute. Die kann man nicht belehren, man muss Mitleid haben. Ich wuchs in Zürich auf ungewöhnliche Weise auf. Mein Vater hatte vier Brüder, die alle mit Ausländerinnen verheiratet waren. Wir lebten zusammen in einem Haus. In jeder der vielen Wohnungen wurde eine andere Tradition gelebt und eine andere Sprache gesprochen. Das hat mich geprägt und mir Selbstbewusstsein gegeben.

KNECHT: Ihre Familiengeschichte berührt mich sehr. Darüber würde ich gerne mehr erfahren. Aber das sprengt wohl den Rahmen dieses Gesprächs. Ich bin ganz fest überzeugt: Wir müssen uns selbst immer wieder von Neuem schulen, trotz der Bilder, die wir uns von anderen Menschen machen, offen zu bleiben. Gegen Vorurteile wie «Afrikanerinnen kommen nur in die Schweiz, um ihren Körper zu verkaufen» muss man ankämpfen.

WOLFENSBERGER: Ja, immer und sofort. Wir haben übrigens in unserer Familie ein Ritual, um uns gegen Vorurteile zu stärken. Wir färben an Ostern jeweils zweihundert Eier und verteilen sie an der Bahnhofstrasse – um uns ganz bewusst den nicht immer freundlichen Reaktionen auszusetzen.

Mail von Ueli Knecht mit Vermutungen über Cynthia Wolfensberger: «Ich kann mich nicht darauf festlegen, ob diese Person einen Partner und Kinder hat oder bewusst alleine lebt. Eine Frauen-WG wäre auch denkbar.»

Wie fühlen Sie sich jetzt nach dem Gespräch?

WOLFENSBERGER: Ich bin zufrieden, dass das Bild, das ich auf einer Fotografie abgebe, viel mit mir zu tun hat. Sogar die Frauen-WG trifft zu. Ich lebte eine Weile mit einer Kollegin. Jetzt wohne ich zusammen mit meiner erwachsenen Tochter.

KNECHT: Ich war skeptisch, weil ich nicht gerne schubladisiere. Ich freue mich jetzt aber, einen Menschen kennengelernt zu haben, der mir äusserst sympathisch ist. Ich denke, das Experiment hätte auch schiefgehen können. Wir hätten uns gegenseitig verletzt können. Wir wurden aufgefordert, uns Bilder voneinander zu machen. Das finde ich im Grunde falsch.
WOLFENSBERGER: Das Entscheidende ist doch, dass wir bereit sind, die Bilder zu revidieren. Dabei hilft die Lebenserfahrung: Je mehr man erlebt und gesehen hat, desto schwächer fällt es, andere Menschen zu schubladisieren. Nur so können Klischees aufgebrochen werden.
INTERVIEW: NICOLA MOHLER, SABINE SCHÜPBACH



FOTO: ROLAND ZEPP



FOTO: ROLAND ZEPP

Vom Verbot der Bilder zum Gebot der Liebe

THEOLOGIE/ Huldrych Zwingli verbannte die Bilder aus der Kirche, weil sie als Kultgegenstände galten. Und vor allem verlangte er, dass die Kirche ihr Geld für die wahren Ebenbilder Gottes ausgab. In der Leere verschaffte die Reformation der Liebe Raum.

Die Bilder mussten weg. In der Reformation wandelten sich mit Gemälden geschmückte und Heiligenaltären glänzende Kirchen in schlichte Andachtsräume. Die Reformatoren bezogen sich nicht zuletzt auf das Zweite Gebot: «Du sollst dir kein Gottesbild machen noch irgendein Abbild von etwas, was oben am Himmel, was unten auf der Erde oder was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich nicht niederwerfen vor ihnen und ihnen nicht dienen» (Exodus 20,4–5).

BILDER ALS GÖTZEN. Ereignisse, die den Namen Bildersturm verdienen, gab es in der Schweiz nur wenige. Und diese hatten primär soziale Ursachen. So stürmten 1524 rund fünftausend Bauern das Kloster Ittingen nicht für eine neue Theologie, sondern weil sie gegen die katholische Obrigkeit aufbegehren.

Bilderstörungen in Städten hingegen waren oft Reaktionen auf eine theologische Diskussion, die unter Gelehrten ebenso geführt wurde wie in Wirtshäusern. Die Obrigkeit wollte sie rasch in geordnete Bahnen lenken. Also wurden Kirchen nach entsprechenden Ratsbeschlüssen unter organisierter Aufsicht geräumt. Einige Kunstgegenstände gingen an die Stifter zurück oder wurden gar in katholische Gebiete verkauft.

Der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli gehörte zu den Vorkämpfern für ein Bilderverbot. Erste Hinweise für seine Motivation liefert die Wortwahl. Er sprach im Kontext religiöser Kunst konsequent von Götzen.

Dahinter stand die Kritik, dass den Bildern eine spirituelle Kraft zugeschrieben werde. Mit solchen «prahlerischen Beteuerungen» führe der Teufel persönlich die Menschen an der Nase herum, schrieb Zwingli und lobte «die christliche Haltung der Leute von Stammheim», die 1524 Bilder der heiligen Anna verbrannt hatten. Nun pilgere niemand mehr ins Zürcher Weinland, um zu suchen, was nicht zu finden sei: Heilung dank der Wunderkräfte eines Bildes. Insbesondere den Begriff «gnadenreiches Bild» bekämpfte der Reformator entschieden. Gnade komme von Gott allein und bleibe unverfügbar.

Entscheidender Faktor war für Zwingli also nicht das Bildnis oder die Skulptur

«Wo Bilder in den Kirchen sind, droht eine gewisse Gefahr der Entwertung des Glaubens, nämlich die Gefahr der Anbetung.»

HULDRYCH ZWINGLI

selbst, sondern die Verwendung als Kultgegenstand. Befänden sich Darstellungen von Menschen im Kirchenraum, drohe stets die «Gefahr der Anbetung und Verehrung», warnte er im «Kommentar über die wahre und falsche Religion» von 1525. Zudem schrieb er Bildern eine

Wirkung auf den Abgebildeten zu: Die Bilder erhielten eine «immer grössere Weihe». Selbst ein «gottloser und sehr schlimmer Tyrann» sei schon als Heiliger verehrt worden, nur «weil man ihm ein Standbild in der Kirche errichtet hatte».

Zwinglis Kampf gegen die Bilder gründete in der Ablehnung des Heiligenkults.

Erstmals Stellung bezog er, als er im Sommer 1523 seine zentrale These darlegte, dass Christus allein Mittler sei zwischen Mensch und Gott. Zwingli erklärte einerseits, dass er in der Heiligen Schrift keine Belege dafür fand, dass sich Gläubige in ihrer Fürbitte nicht direkt an Gott wenden dürften. Andererseits leitete er aus der Bibel das Verbot ab, «sich einem Geschöpf zuzuwenden, ja überhaupt ein solches abzubilden, damit es uns nicht wie Gott gefiele und von uns angebetet würde. Wir aber haben Unmengen von Götzen!»

STÖRFaktor KUNST. Zwingli fürchtete, dass sich die Bilder zwischen Gott und den Menschen stellten. Wem der Herr «die einzige Hoffnung» sei, müsse konsequenterweise «alles hassen», was ihn nur «im geringsten von Gott abzieht». In

Martin Luther sah Zwingli einen Verbündeten in der Bilderfrage, übertraf den deutschen Reformator aber an Radikalität. Sein Argument: Weil Gott Geist sei, wolle er im Geist angebetet werden. So wendete er sich auch gegen Bilder, die nur biblische Inhalte vermitteln sollten. Jesus habe seine Jünger beauftragt, das

bewundere als er und «die Abschaffung der Bilder in Ruhe» erfolgen und «die Liebe als Lehrmeisterin regieren» solle.

Kirchenfenster nahm Zwingli explizit vom Verbot aus, da sie nur ästhetischen Zwecken dienten. Auch Karl der Grosse durfte auf dem Grossmünsterturm sitzen bleiben, solange der Kaiser von den Zürichern nicht angebetet wurde.

Die Kunst behielt ihren Platz, wenn sie nicht zum Kult wurde. In der protestantischen Bilderfeindlichkeit klingt somit ein modernes Verständnis religiöser Kunst an. Sie hat keinen Kultcharakter, sondern nur ästhetischen oder kulturellen Wert.

Neben der Kultkritik war die Nachfolge Jesu und damit die soziale Frage Triebfeder für Zwinglis Handeln. «Dieser Dreck und Unrat soll aber hinausgefegt sein, damit die riesigen Summen, die ihr mehr als andere Leute für die unsägliche Dummheit des Heiligenkults ausgegeben habt, künftig den lebendigen Ebenbildern Gottes zugute kommen», predigte er 1528. Bereits 1523 hatten sich die Männer, die in Zürich ein grosses Kreuz demontiert hatten, damit verteidigt, dass der Erlös aus dem Verkauf des Holzes den Armen zugutegekommen sei.

CHRISTUS IM ZENTRUM. Die leer geräumten Kirchen erhalten nun eine tief im Glauben wurzelnde Bedeutung. Der Blick der Gemeinde richtet sich nicht zu einem goldenen Altar, der von einer jenseitigen Welt zeugt, oder auf Heiligenbilder, mit deren Stiftung sich Vermögende die Gunst Gottes erkaufen wollten. Im Hören auf Gottes Wort begegnen sich jetzt Menschen.

Weil Christus wahrer Mensch und wahrer Gott sei, lasse er sich gar nicht darstellen, so Zwingli. Er wollte verhindern, dass vor lauter Kruzifixen die Kreuze in der Welt vergessen gehen. Im Freund, der auf ein gutes Wort angewiesen ist, im Fremden, der Hilfe benötigt, im Bedürftigen, der Geld braucht, zeigt sich der Mensch gewordene Gott. «Was ihr einem dieser geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan», sagt Jesus in der Bergpredigt (Matthäus 25,40). Das Bilderverbot führt zum Gebot der Liebe.

Zugleich ist Christus ganz Gott und damit Geist. Zwingli beseitigte die Chris-

Evangelium zu predigen und nicht teure Bilder anzufertigen, erklärte Zwingli. Der Glaube komme aus der Auseinandersetzung mit dem Wort, nicht aus der Betrachtung materieller Bilder.

KRAFTLOSE HEILIGE. Zwinglis Entschlossenheit führte dazu, dass er die Zerstörung von Kunstwerken billigend in Kauf nahm. So ermutigte er in seiner Predigt von 1528 die Berner zur Kompromisslosigkeit: «Es müssen überaus verunsicherte oder streitsüchtige Gemüter sein, die den Bildersturm beklagen, wenn sie jetzt vor Augen haben, wie wenig Heiliges doch an diesen Heiligen ist: sie krachen und poltern genauso herunter wie gewöhnliches Holz oder Stein.»

An anderer Stelle jedoch rief er zur Mässigung auf und beteuerte, dass niemand Gemälde, Statuen und Bilder mehr

«Dieser Dreck soll hinausgefegt sein, damit die Summen künftig den lebendigen Ebenbildern Gottes zugute kommen.»

HULDRYCH ZWINGLI

tusbilder, damit Christus im Zentrum steht. Weder Ablassbriefe und Wallfahrten noch bemalte Wände brächten den Menschen näher zu Gott. Massstab sei allein der Ruf Jesu: «Kommt zu mir, all ihr Geplagten und Beladenen: Ich will euch erquicken» (Matthäus 11,28). **FELIX REICH**

Wenn Gottesdiener politisch aktiv werden

KIRCHE/ Mehr Engagement oder mehr Zurückhaltung – sollen Pfarrleute sich in politische Debatten einmischen? Die Meinungen sind geteilt.

Sie sammeln Unterschriften gegen die Masseneinwanderungsinitiative, fordern Niederlassungsfreiheit für alle, befürworten das bedingungslose Grundeinkommen und sind gegen die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten. Pfarrpersonen beziehen immer wieder Stellung zu aktuellen politischen Themen. So auch jüngst bei der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III: Der Stadtzürcher Pfarrer Res Peter und Andreas Nufer, Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Bern, gründeten ein kirchliches Komitee und sammelten auf ihrer Online-Plattform in Rekordzeit rund 300 Stimmen gegen die Reform.

«Ich bin sehr froh um das Engagement der beiden Kollegen und unterstütze diese Aktion», sagt Sandra Kunz, reformierte Pfarrerin in Trubschachen. Damit stelle man sich gegen eine steuerpolitische Entwicklung, welche die finanziell Schwächeren unserer Gesellschaft trifft. Sie selber sei eher zurückhaltend mit Äusserungen zu politischen Themen. «Ich mache keinen Hehl aus meiner Meinung. Aber ich bin Pfarrerin für alle Kirchenmitglieder, unabhängig von ihrer politischen Couleur.» Ihr Parteibuch sei das Evangelium. Dafür setze sie sich ein. «Und dieses Engagement kann durchaus auch eine politische Note haben.»

KIRCHE BRAUCHT MEHR MUT. Andreas Nufer engagiert sich seit Jahrzehnten sowohl als Seelsorger als auch als politischer Mensch. «Als Pfarrer kann ich nicht unpolitisch sein. Wenn ich schweige, erkläre ich mich einverstanden mit der dominierenden Meinung.» Er redet dort mit, wo die Schwachen unter die Räder kommen, wie aktuell bei der Unternehmenssteuerreform: Damit werde das Gemeinwohl geschwächt, und die Starken würden noch stärker. «Aber ich äussere mich nie aus rein politischer, sondern immer auch aus biblisch-theologischer Sicht.» Damit gebe er auch progressiven, urbanen Menschen eine Stimme, die sich oft von der Kirche vernachlässigt fühlten, meint Nufer.

Béatrice Acklin Zimmermann, Theologin und Dozentin an der Universität Fribourg und FDP-Politikerin, sieht das kritisch. «Wenn der grösste Teil der Bevölkerung in Schweizer Städten linksgrün ist, ist das, was die Pfarrer vertreten, oft Mainstream.» Anliegen wie Niederlassungsfreiheit für alle seien nichts weiter als Utopien, die realpolitisch keinerlei



Auswirkung hätten. «Damit stellen sie sich lediglich auf die moralisch richtige Seite und überlassen die Verantwortung der Politik. Das hat etwas Selbstgerechtes und Weltfremdes.» Pfarrer Andreas Nufer widerspricht vehement: Der Frage nach Sinn und Unsinn von Utopien sei man sich in der Kirche sehr wohl bewusst. Zudem hätten politisch engagierte Pfarrpersonen nicht nur Visionen; sie leisteten auch konkrete Unterstützungsarbeit. «Die Welt ist uns keineswegs fremd, im Gegenteil.»

UND GENÜGEND ZURÜCKHALTUNG. Auch Markus Huppenbauer, Theologe und Ethiker an der Uni Zürich, sieht die Landeskirchen in der Pflicht, auf Missstände zu reagieren. Dennoch rät er zu einer ge-

wissen Zurückhaltung. «Selbstverständlich dürfen Pfarrpersonen ihre politische Meinung kundtun. Besonders dann, wenn ethische Grenzen überschritten werden, wie etwa bei eindeutigen Menschenrechtsverletzungen», sagt er. Da müsse die Kirche ihr Wächteramt durchaus wahrnehmen. Aber das Evangelium selbst sei kein parteipolitisches Programm, es lasse den Menschen viel Freiheit. «Gerade dass politische Einstellungen in der Kirche nichts zur Sache tun, macht Kirchen zu sozial wertvollen Gemeinschaften», betont Huppenbauer. Andreas Nufer relativiert. «Es geht nicht darum, gesellschaftspolitische Ansichten zu Glaubensfragen zu machen. Dennoch: Verkündigung hat immer auch eine politische Dimension.» **KATHARINA KILCHENMANN**

«Ich bin Pfarrerin für alle Kirchenmitglieder, unabhängig von ihrer politischen Couleur.»

•••••
SANDRA KUNZ

KOMMENTAR

MARIUS SCHÄREN ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Glauben leben heisst auch Politik machen

DER MENSCH. «Die Kirche» habe in der Politik nichts zu suchen: Diese grundsätzliche Forderung wird mindestens bei jeder Abstimmung laut, in der kirchliche Exponenten oder Organisationen Stellung beziehen. Sie ist aber nicht umsetzbar – und nicht reformiert: Schon für Zwingli hatte selbst die Verkündigung eine politische Dimension. Zudem: Wir sind alle politisch, ob wir es wollen oder nicht. Unser Handeln hat politische Folgen, da wir in einer politisch organisierten Gesellschaft leben. Ob ich einen Bio-Apfel direkt vom Bauern in der Nähe kaufe oder einen aus Südafrika im Supermarkt: Schon wie wir unsere Nahrung beschaffen, hat Konsequenzen für Gesetze. Anderes Handeln hätte andere staatliche Rahmenbedingungen für Wirtschaft und Landwirtschaft zur Folge.

DIE GEMEINSCHAFT. Hinzu kommt: Kirchliche Organisationen, Glaubensgemeinschaften sind auch Interessengemeinschaften. Logisch, dass sie sich dafür einsetzen, dass die Rahmenbedingungen zu ihren Gunsten gestaltet werden – allein schon, wenn sie ihre Glaubensgrundsätze durch staatlichen Rahmenbedingungen tangiert sehen. Umso mehr, wenn diese Rahmenbedingungen die Einnahmen – und damit die Möglichkeiten – der Gemeinschaft direkt beeinflussen. So wie es bei der Unternehmenssteuerreform III der Fall ist.

DAS VERTRAUEN. Nun kann «die» Kirche nicht direkt mit einer Gewerkschaft oder einem Pharmaunternehmen verglichen werden. Es gibt sie so nämlich gar nicht. Und das Evangelium ist weder Parteiprogramm noch Businessplan, noch Statut. Das macht es kompliziert. Es bedingt, dass Vertrauenspersonen der Glaubensgemeinschaft – wie Pfarrerinnen und Pfarrer – mit Bedacht handeln. Es bedingt, dass sie nicht ihre Pflichten und kein einziges Mitglied vernachlässigen. Es bedingt, dass sie nicht egoistisch handeln. Eine Pflicht ist es aber auch, ehrlich Mensch zu sein, für sich und für die Gemeinschaft. Das bedingt schliesslich auch zu handeln, wenn sie überzeugt sind, es tun zu müssen. Und das verdient Vertrauen statt dessen Entzug.

Halbzeit an der Uni – «Meine erste Predigt war eine tolle Erfahrung»

THEOLOGIESTUDIUM/ Barbara Ruchti hat drei von sechs Semestern an der Uni erfolgreich geschafft. Nun plant sie ihr Vikariat, das Praktikum in einer Kirchgemeinde, und freut sich auf das Leben als Pfarrerin.



Barbara Ruchti: locker trotz Prüfungsstress

«Es war neu, meine Stimme in der Kirche zu hören, und schön, zu merken: Hey, ich kann das, und es macht Spass.» Das sagt die studierte Soziologin Barbara Ruchti, die eben das dritte Semester ihres Theologiestudiums an der Universität Bern abschliesst. Vor Kurzem hielt sie ihre allererste Predigt, noch im geschützten Rahmen vor ihren Studienkolleginnen und -kollegen und den Ausbildungsverantwortlichen. Bei der Videoanalyse im Anschluss durfte sie beruhigt feststellen: Predigen liegt ihr.

Das ist nicht unwichtig, denn bald schon steht das Lernvikariat an, die

praktische Ausbildung in einer Kirchgemeinde. Dort wird Ruchti dann bei Taufgottesdiensten, Abdankungen, im KUV-Unterricht und als Seelsorgerin ihre Kompetenzen einsetzen können.

DIE THEORIE UMSETZEN. Sie ist gespannt auf die neuen Erfahrungen und sucht nun einen passenden Vikariatsplatz. Dafür geht sie derzeit so oft wie möglich «z' Predigt» und lernt damit ganz unterschiedliche Pfarrpersonen und Gemeinden kennen. «Ich wäre gerne in einer lebendigen Kirchgemeinde, wo viel los ist. Sodass ich ins kalte Wasser springen

muss und mein theoretisches Wissen umsetzen kann.» Sie wünscht sich eine Lehrpfarrerin oder einen Lehrpfarrer, der mit Leidenschaft im Amt ist, ihr ein Vorbild sein kann und die kritische Auseinandersetzung nicht scheut. «Je länger ich studiere, desto mehr interessiert mich der theologische Teil des Berufs. Und ich freue mich auf die Herausforderung, Predigten zu schreiben und Gottesdienste zu gestalten.»

Bis dahin hat Barbara Ruchti aber noch drei Semester Studium vor sich, und im Sommer beginnt sie bereits mit der Masterarbeit. «Da wird nochmal extrem viel Stoff auf mich zukommen», sagt sie. «So viel, dass ich manchmal Angst habe, den Überblick zu verlieren.» Aber sie wolle keinesfalls die Inhalte einfach abarbeiten. «Natürlich könnte ich einiges mit weniger Aufwand bewältigen. Aber wenn ich schon die Chance habe, ein derart spannendes Studium zu machen, dann mache ich das jetzt mit vollem Einsatz.» **KATHARINA KILCHENMANN**

Barbara Ruchti, 41

«reformiert.» begleitet Barbara Ruchti auf ihrem Weg ins Pfarramt. Sie studiert auf dem zweiten Bildungsweg Theologie: das Intensivstudium Theologie für Akademikerinnen und Akademiker (Ithaka). Dieses ist ein Angebot der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, der Theologischen Fakultät der Universität Bern und der Kirchendirektion. Auf sechs Semester an der Uni folgt das Vikariat: vierzehn Monate praktische Ausbildung in einer Kirchgemeinde.

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Freiwillige Menschenrechtsbeobachtung in Guatemala, Mexiko, Honduras, Kolumbien, Kenia oder Palästina/Israel.
Interessiert? Besuchen Sie die Infotage von Peace Watch Switzerland und Peace Brigades International.
In Zürich: 4. März 2017, Reformierte Landeskirche Zürich, Hirschengraben 7, 13.30 bis 16.30 Uhr
In Bern: 18. März 2017, Foodways Consulting, Bollwerk 35, 13.30 bis 16.30 Uhr
www.peacewatch.ch / www.peacebrigades.ch

Evang.-ref. Kirchgemeinde Grindelwald
Wir suchen per 1. Juli 2017 oder nach Vereinbarung eine/einen

Katechetin oder Katecheten (ca. 10%)

- Aufgabenbereich**
- Selbständiges Führen und Unterrichten von Klassen der KUV mit erfahrenen Mitarbeiterinnen
 - Lebensnaher Unterricht
 - Mitarbeit in Projektgruppen
 - Aufbau von Kinder-/Jugendförderung (Lager etc.)
 - Mitgestalten und Durchführen von Gottesdiensten im Rahmen der KUV
 - Zusammenarbeit mit der Ressortverantwortlichen

Anforderungsprofil

- Sie sind motiviert, interessante und vielfältige Aufgaben in einer touristischen Gemeinde zu übernehmen
- Sie haben Freude an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
- Flexible, übers Jahr verteilte Jahresarbeitszeit, auch Einsätze an Wochenenden
- Sie haben eine Ausbildung als Katechetin (gewillt diese zu absolvieren) oder gleichwertiges Diplom

Wir bieten Ihnen

- Unterstützung durch engagierten Kirchgemeinderat und Pfarrteam
- Gestaltungsmöglichkeiten
- Die Anstellung erfolgt gemäss kantonalen Richtlinien

mission 21
evangelisches missionswerk basel

13.2.2017
Basel

Welche Werte gelten in Schule und Gesellschaft?

Mit Seyran Ateş, Hans Georg Signer und Mouhanad Khorchide

www.mission-21.org/fachtagung



Unterwegs zum Du

Basel: 061 313 77 74
Bern: 031 312 90 91
Zürich: 052 672 20 90
Ostschweiz: 052 536 48 87

www.zum-du.ch persönlich – beratend – begleitend

5023 Biberstein
062 839 30 90 **Radio Freundes-Dienst**

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

Hochsensibilität im Fokus – Einladung zum Fachanlass
Donnerstag, 23. März 2017, 9.30 bis 17.45 Uhr

Anmeldung bis 10. März 2017 an administration@klinik-sgm.ch. Mehr Infos unter klinik-sgm.ch/fachveranstaltung

Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal

Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie



Kirchgemeinderat

Kirchgemeinderatspräsident/in werden

Kurs zur Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für neuere Präsidentinnen und Präsidenten, um für ihre Aufgaben mehr Sicherheit zu gewinnen

07., 21. + 28.03.2017, 18.00–21.30 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 01.02.2017

Neu im Kirchgemeinderat

Mit computergestützter Vorbereitung

Einführung in die Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Kompetenzen

27.05. + 17.06.2017, jeweils 09.00–17.00 Uhr

13.06.2017, 18.00–21.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 02.05.2017

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,

kursadministration@refbejuso.ch

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,

Telefon 031 340 24 24

Pensionierungsvorbereitung

Zwischen Abschied und Neubeginn – von der beruflichen in die nachberufliche Zukunft

Um die Vorbereitung auf die Pensionierung zu unterstützen, sind wir an fünf Tagen vom 23. Oktober bis 27. Oktober 2017 auf (Pilger-) Wegen zwischen dem Val Müstair und dem Südtirol unterwegs.

Leitung: Frieda Hachen, Gerontologin MAS und Thomas Schweizer, Beauftragter gastfreundliche Kirchen/Pilgern der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Anmeldeschluss: 30.04.2017

Freiwilligenarbeit

Besuchsdienstmodul Palliative Care: Rechtliche und ethische Herausforderungen am Lebensende

Wünsche nach dem langen Leben oder dem sofortigen Tod

Referentin: Karin Tschanz, Pfrn. Dr. theol., Ausbildungsleitung Palliative Care und Begleitung, Reformierte Landeskirche Aargau, Co-Vize-Präsidentin palliative.ch, Spitalpfarrerin

24.02.2017, 09.00–17.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 08.02.2017



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Diese Puppe fühlt sich in Ihren Armen wie ein richtiges Baby an

Kleine Grazia

Eine exklusive Puppen-Premiere der Künstlerin Linda Murray

Wenn Sie die „Kleine Grazia“ sehen, werden Sie das Baby als erstes in Ihre Arme nehmen wollen. So süß und niedlich ist ihr ausdrucksstarkes Gesichtchen, so knuddelig sind ihre Arme und Beinchen. Und unter dem Jäckchen versteckt sich der kleine Bauchnabel, so absolut realistisch gestaltet, als ob „Grazia“ ein richtiges kleines Baby wäre. Sie werden sich in diesen Puppenschatz auf der Stelle verlieben. Die „Kleine Grazia“ wird aus feinstem RealTouch® Vinyl skulpturiert, mit dem sich all die lebens echten Details hervorragend darstellen lassen. Die Schöpferin der bezaubernden „Grazia“ ist die renommierte Künstlerin Linda Murray, die berühmt ist für ihre hochwertigen Puppen-Kreationen.

Sichern Sie sich Linda Murrays Meisterwerk „Kleine Grazia“ am besten gleich heute!

Preis: Fr. 159.90 oder 3 Raten à Fr. 53.30 (+ Fr. 12.90 Versand & Service)

EXKLUSIV-BESTELLSCHEIN
Reservierungsschluss 13. März 2017

Ja, ich bestelle die Künstlerpuppe „Kleine Grazia“

Bitte gewünschte Zahlungsart ankreuzen

Ich wünsche eine Gesamtrechnung Monatsraten

Ich bezahle per MasterCard oder Visa

Gültig bis: _____ (MMJJ)

Vorname/Name _____

Strasse/Nummer _____

PLZ/Ort _____

E-mail _____

Unterschrift _____ Telefon _____

THE BRADFORD EXCHANGE

Bitte einsenden an: **The Bradford Exchange, Ltd.**
Jöchlerweg 2 • 6340 Baar

So Truly Real®

Vollskulpturiert mit lebens echten Details

Aus hochwertigem RealTouch® Vinyl

Dank beweglichen Ärmchen und Beine lässt sich die Puppe in viele natürliche Posen bringen

Mit von Hand applizierten Haaren

Grösse: 50 cm

Diese Puppe ist kein Spielzeug, sondern ein hochwertiges Sammelobjekt für anspruchsvolle Sammler. Jede Puppe ist ein Unikat und kann leicht von der Abbildung abweichen.

365-Tage-Rücknahme-Garantie

www.bradford.ch
fb.com/BradfordExchangeSchweiz

Für Online-Bestellung:
Referenz-Nr.: 56776

The Bradford Exchange, Ltd. • Jöchlerweg 2 • 6340 Baar • Tel. 041 768 58 58 • Fax 041 768 59 90 • e-mail: kundendienst@bradford.ch



Wissen heisst staunen

BUCH/ Nicht nur die Religion, auch die Wissenschaft vermittelt spirituelle Erfahrungen. Darüber schreibt Lorenz Marti in seinem neuen Werk.

Hat die Ehrfurcht vor dem Unerklärlichen noch ihren Platz in der modernen, von der Vernunft dominierten, wissenschaftlich geprägten und aufgeklärten Welt? Mit Sicherheit. Vielen Menschen, vielleicht allen, wohnt eine Sehnsucht nach dem Unergründlichen, dem Letzten und Wahren inne. Davon sprechen die Mythen und Legenden der Menschheit, davon sprechen die Religionen. Sie alle kreisen um die Fragen nach dem, was diese Welt zusammenhält, was das Menschsein ausmacht, was es mit Geist und Seele auf sich hat. Mit diesen Rätseln befassen sich aber auch die Naturwissenschaften. Und dringen immer neu zu jenen Grenzen vor, wo das Wissen aufhört und das Staunen anfängt.

TIEFENBOHRUNG. Der Berner Publizist Lorenz Marti legt mit seinem neuesten Buch «Der Innere Kompass» ein Werk vor, das dazu einlädt, sich den Mysterien der Welt, der Wissenschaft und des Denkens offen und staunend zu nähern. Er tut dies in gedanklicher Tiefe und sprachlicher Klarheit; angesprochen fühlen dürfen sich somit nicht nur philosophisch Geschulte, sondern alle, die sich zu den grossen Fragen hingezogen fühlen und sich auf zeitgemässe Art damit auseinandersetzen möchten.

Zeitgemäss ist Martis Umgang mit diesem Themenfeld insofern, als er dabei die Einsichten der Naturwissenschaften mit spirituellen Anliegen verbindet und versöhnt. «Was uns ausmacht und was wirklich zählt» – so lautet der Untertitel des Buchs. Diese Frage reflektiert der Autor anhand verschiedener Themenfelder. «Kreativität begegnet Realität: Wie die Welt im Kopf entsteht» heisst eines, «Leben im Resonanzfeld: Das Ich ist mehr als ich» ein anderes, und ein weiteres ist überschrieben mit «Die Ordnung der Dinge: Was trägt und verbindet».

Dabei stösst der Leser, die Leserin immer wieder auf Erkenntnisse, die staunen lassen und etwas von der geordneten Schönheit zeigen, die der Welt, dem Kosmos, dem Sein innewohnt. Ein kleines Beispiel: Gleichungen, die Atome beschreiben, ähneln denjenigen für den Klang von Musikinstrumenten. «Wenn es Zufall ist, dann ein wunderschöner. Ein Geschenk», sagt dazu Frank Wilczek, Nobelpreisträger 2004 für Physik. Und Lorenz Marti schreibt: «Von Pythagoras und Platon über Galilei und Newton bis zu Maxwell, Einstein und Heisenberg: Wissenschaft wird vorangetrieben von der Suche nach der Wahrheit – und von



Das menschliche Hirn durchdringt die Welt, doch die Ehrfurcht vor dem Unermesslichen bleibt

einer tiefen Sehnsucht nach Schönheit. Dahinter steht letztendlich das urmenschliche Verlangen nach Sinn.»

Suchen fragen, forschen: Das ist für den Autor ebenso spirituell wie geistliche Kontemplation. Denn: Im naturwissenschaftlichen Erkennen liege der Quell so manchen ehrfürchtigen Staunens, sagt er im Gespräch. «Von dieser Ehrfurcht ergriffen werden oft auch die

«Wissenschaft wird vorangetrieben von der Suche nach der Wahrheit – und von einer tiefen Sehnsucht nach Schönheit.»

LORENZ MARTI

Atheisten unter den Forschern.» Wer wirklich tief in die Mathematik, Physik, Astronomie, Biochemie und deren Rätsel eindringe, wisse um die Grenzen des Erklärbaren und kenne das Staunen über das Unerklärbare. «Die Forscher reden dann nicht von Gott, sondern leiser und diskreter vom Geheimnis der Welt.» Und: «Die Naturwissenschaften erzählen uns heute eine Schöpfungsgeschichte, die nicht weniger rätselhaft und geheimnis-

voll ist als die alten Schöpfungsmythen der Religionen. Aber ihre Sprache ist eine andere.» Allerdings gelte es, Übersetzungsarbeit zu leisten und interessierten Laien die Zusammenhänge verständlich zu machen, sagt Lorenz Marti. Eine Aufgabe, die ihm liege, weil er selber von den Entdeckungen fasziniert sei, die ihm die Wissenschaften immer von Neuem bescherten. «Und weil ich selber Laie bin.»

DANKBARKEIT. Gibt es nach heutigem Verständnis nicht Erklärungen für alles, wenn man nur genug darüber weiss? Lässt sich somit nicht irgendwann alles wissenschaftlich erklären? Das glaubt Lorenz Marti nicht. «Jedenfalls würde das kein ernsthafter Naturwissenschaftler behaupten», meint er. Das Staunen über die Welt bleibe bestehen. «Und auch Dankbarkeit, denn das Leben ist ein Geschenk.»

Ein Geschenk von wem? Diese Frage lässt der Autor offen. «Das Staunen und ein Gespür für das Geheimnisvolle genügen. Wie wir das dann nennen, ist nicht so wichtig. Für einige ist es Gott oder das Göttliche, für andere die Transzendenz allgemein oder das Geheimnis des Seins.» **HANS HERRMANN**



Lorenz Marti, 64

Der Publizist war langjähriger Mitarbeiter der Redaktion Religion des Schweizer Radios und Autor der monatlichen Kolumne «Spiritualität im Alltag» in «reformiert». Von ihm sind auch die Bücher «Wie schnürt ein Mystiker seine Schuhe?» und «Eine Handvoll Sternstaub». Lorenz Marti lebt mit seiner Frau in Bern.

DER INNERE KOMPASS. Lorenz Marti, Herder 2017, Fr. 26.90.–

KINDERMUND



ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENING

VON TIM KROHN

Auf der Mauer, wo die wilden Katzen sitzen

Auf der alten Mauer, die unseren Obstgarten umgibt, sonnen gern Katzen, die fuchsrote unserer Nachbarin und wilde. Auch ein kleines Mädchen sitzt oft da, Bigna, sie ist die Tochter einer der Weberinnen. Sie ist vielleicht vier Jahre alt, und ich wundere mich jedes Mal, wie leicht sie die Mauer erklimmt. Im Sommer bat sie mich um Erdbeeren, im Herbst waren es Himbeeren oder Äpfel. Nein, sie bat nicht, sie sagte nur: «Gib mir Erdbeeren.» Und während ich mit ihr über Dinge redete, die mir gerade so einfielen, stopfte sie sich den Mund voll.

Nachdem Not, der Bauer des Guts unten am Bach, mich mit ihr gesehen hatte, sprach er mich bei nächster Gelegenheit an. Das überraschte mich, denn Not war als Schweiger bekannt. «Dieses Mädchen ist mir nicht geheuer», erklärte er mir, «die wird dem Dorf noch Probleme machen.» Als ich nachfragte, erzählte er, dass sie oft zu ihm in den Stall kam, während er melkte. «Ich auch», sagte sie jedes Mal, und obwohl er ihr mehrmals auseinandergesetzt hatte, dass sie zum Melken zu klein sei und er nicht riskieren wolle, dass sie von einem Huf getroffen werde, sagte sie es immer wieder. «Ich war schon bei Chatrina, ihrer Mutter, um ihr zu sagen, sie soll das Kind nicht so herumstreunen lassen», schloss er richtig echauffert. «Aber die antwortete nur, dass sie nun einmal arbeiten muss und das Kind so lange schliesslich nicht anbinden kann.»

«Vielleicht meint Bigna gar nicht das Melken, wenn sie dich auch sagt», bemerkte ich. «Was denn sonst?», fragte Not. Darauf hatte ich auch keine Antwort, aber ich schlug vor, dass Not sie fragte, wann sie das nächste Mal zu ihm in den Stall kam.

Das hatte er getan, als wir einander zwei Tage später auf unserem kleinen Markt begegneten. «Stell dir vor», berichtete er regelrecht empört, «dieses Gör behauptet, von mir geträumt zu haben. Im Traum soll ich behauptet haben, dass ich einsam bin. Ich und einsam – als hätte ich nicht meine Kühe!»

Not hatte nicht nur seine Kühe, er hatte auch Frau und Kinder. Aber mehr als an ihn dachte ich an Bigna. «Hast du das Chatrina erzählt?», fragte ich. «Ich meine, dass ihre Tochter sich einsam fühlt?» Doch Not sagte nur: «Was geht das mich an?» Also erzählte ich es Chatrina, die Weberei ist gleich um die Ecke. Sie stutzte. «Dass Not einsam ist, glaube ich gern», sagte sie. «Aber warum Bigna? Sie hat doch mich.» Und Bigna lachte nur, als ich sie fragte, und schenkte mir drei Haselnüsse, die sie gesammelt hatte.

Die Autoren Tim Krohn und Richard Reich schreiben für «reformiert.» in alternierender Reihenfolge.

JESUS HAT DAS WORT



Lukasevangelium 12,2

Nichts ist verborgen, was nicht enthüllt werden wird, und nichts ist geheim, was nicht bekannt wird.

Dieses Jesus-Wort kommt mehrfach in den Evangelien vor. Was genau da ans Licht kommen wird, ist nicht eindeutig ausgesagt. So bauen die biblischen Autoren diesen freien Spruch in unterschiedliche Zusammenhänge ein, und auch die Kommentare späterer Ausleger sind vielfältig. Manche hören eine Drohung heraus: Masken werden fallen, alles Böse kommt einmal ans Licht und seiner gerechten Strafe zu. Andere deuten es als die volle Transparenz, die aber erst den Verstorbenen im Jenseits zuteil wird. Wieder andere beziehen es auf die

Lehre Jesu, die nichts Geheimen an sich habe und nicht bloss Insidern zugänglich sei. Eine interessante Aussage von Jesus also, über deren Bedeutung zu brüten sich weiterhin lohnt.

Der Jude Jesus bewegte sich in seiner Tradition, daher deckte für ihn nicht irgendjemand dieses Verborgene auf: «Gott ist es, der das Tiefe und Verborgene enthüllt; er weiss, was in der Finsternis ist, und bei ihm wohnt das Licht» (Dan 2,22). Jesus erscheint in der Logienquelle Q als Freudenbote. Er wollte die Menschen wachrütteln für das hereinbrechende «Reich Gottes»: Gott ist schon da, er füllt den ganzen Erdbereich aus, und nirgendwo ist ein Ort zu finden, an dem er nicht wäre (Psalm 139). Jesus war vollkommen überzeugt: Gott will und kann sich sehen lassen! Wenn die Menschen ihn übersehen, enthalten sie sich das Beste vor.

Die hebräische Bibel spricht hier von der «kavod» Gottes. Der Begriff bedeutet ursprünglich Schwere, Erhabenheit, Das-was-Eindruck-macht; meist wird er mit

«Herrlichkeit» übersetzt. Er drückt die erfahrbare Seite vom unsichtbaren «Geheimnis Gott» aus: Gott erscheint in seiner «kavod». Manche erleben sie in der Wucht eines überwältigenden Glanzes, andere erfahren diese Gottes-Präsenz in der Stille, als eine Ruhe, die alles bejaht. Poetisch beschrieb es der Jesuit Alfred Delp, der 1945 mit nur 38 Jahren als Nazigegner hingerichtet wurde: «Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen.»

Jesus erzählte in Gleichnissen davon, wie die Gegenwart Gottes – er nannte sie «Reich Gottes» – in alltäglichen Hinweisen aufblitzt: etwa in der Freude, etwas Verlorenes wiederzufinden, oder im erstaunten Erkennen, dass die Saat von selbst aufgeht und Frucht trägt. Solcher Art waren die Bildworte, die Jesus für diesen «sich enthüllenden Gott» zum Vergleich heranzog. Noch ist er verborgen und geheim, aber die Geneigten erhalten immer mehr den Durch-Blick geschenkt. **MARIANNE VOGEL KOPP**

JESUS HAT DAS WORT. Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. «reformiert.» zitiert Jesusworte und denkt darüber nach. Mehr zum Konzept unter www.reformiert.info/wort

Adonia Verlag
adonishop.ch

ChinderHörspielBible-Box

Diese Serie sollte in keinem Kinderzimmer fehlen!

+ CD-Player geschenkt

ChinderHörspielBible BOX MIT 20 CDS
Alle wichtigen Geschichten der Bibel in Schweizerdeutsch auf 20 CDs.
ACHB00-02, nur CHF 396.-- statt 496.--

INKL. STICKERBOGEN

Zu jeder Box gratis dazu:
QUALITATIVER CD-PLAYER
CD-Player und Adonia-Sticker zum Verzieren im Wert von CHF 79.-- gratis dazu (silber oder pink)!

JETZT REINHÖREN!

adonishop.ch

Adonia
Trinerweg 3
4805 Brittnau
adonishop.ch

Bestell-Telefon:
062 746 86 46
E-Mail:
order@adonia.ch

CDs auch einzeln (CHF 24.80/CD) erhältlich.



VISION KIRCHE 21
GEMEINSAM ZUKUNFT GESTALTEN
REFORMIERTE KIRCHEN BERN-JURA-SOLOTHURN

Eine Vision für die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Eine Einladung an Interessierte, Engagierte, Neugierige, Skeptische

In Kirchgemeinden, an Konferenzen und übers Internet haben Mitglieder unserer Kirche 5748 Fragen gestellt. Die Gesprächssynode hat um Antworten gerungen. Und ein Team von Expertinnen und Experten hat daraus eine Vision formuliert.

Mitglieder des Gesamtprojektausschusses unter der Leitung von Synodalrat und Pfarrer Iwan Schulthess präsentieren diese Vision Kirche 21 zur gemeinsamen Gestaltung der Zukunft allen Interessierten, Engagierten, Neugierigen – und den Skeptischen. Gemeinsam wollen wir den Fragen nachgehen, was die Vision bei den Einzelnen auslöst und was sie für die Arbeit in Kirchgemeinden und Bezirken bedeuten kann.

Seien Sie herzlich willkommen.

Datum	Zeit	Ort
Samstag, 28.01.2017	10.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Bolligen
Mittwoch, 01.02.2017	18.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Spiez
Dienstag, 07.02.2017	18.30 Uhr	Maison Wytttenbach, Bienne (en français)
Samstag, 11.02.2017	10.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Matten bei Interlaken
Mittwoch, 15.02.2017	18.30 Uhr	Pfrundscheune, Belp
Dienstag, 21.02.2017	18.30 Uhr	Kirchliches Zentrum Neumatt, Burgdorf
Donnerstag, 23.02.2017	18.30 Uhr	Ökumenisches Zentrum, Langendorf SO
Dienstag, 28.02.2017	18.30 Uhr	Ref. Kirchgemeindehaus, Lyss
Samstag, 04.03.2017	10.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Frutigenstrasse, Thun
Dienstag, 07.03.2017	18.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Langnau i.E.
Donnerstag, 09.03.2017	18.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Herzogenbuchsee
Mittwoch, 22.03.2017	18.30 Uhr	Kirchgemeindehaus, Zweisimmen
Samstag, 25.03.2017	10.30 Uhr	Kirchgemeindehaus Bern-Markus
Mittwoch, 29.03.2017	18.30 Uhr	Kirchgemeindehaus Bern-Bümpliz

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gesamtprojektausschuss Kirche 21
www.kirche21.refbejuso.ch | kirche21@refbejuso.ch

Offizielle Sondermünze 2017

500 Jahre Reformation

Erhältlich unter www.swissmintshop.ch oder Telefon 058 4 800 800



- ✓ Echte Silberlegierung
- ✓ Limitierte Auflage
- ✓ Gesetzliches Zahlungsmittel
- ✓ Zur Erinnerung an das Jubiläum
- ✓ Zum Sammeln, Schenken und Freude bereiten



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Swissmint



Wolfgang Wettstein vor der Zürcher St.-Peter-Kirche: Der Krimischreiber verknüpft seinen Plot mit Pfarrer Johann Caspar Lavater

Vom Journalismus via Krimi zur Theologie

PORTRÄT/ Der Pfarrer Johann C. Lavater inspirierte Wolfgang Wettstein, aus einem spätgeborenen Physiognomiker einen Serienmörder zu machen.

Wolfgang Wettstein, Jahrgang 1962, hat seine Altersgenossen beim Erreichen des fünfzigsten Lebensjahrs beobachtet: «Der eine will sich einen schweren Töfzulegen, der andere beim New-York-Marathon mitmachen, und wieder andere pilgern nach Santiago de Compostela.»

Beim TV-Journalisten Wettstein lag etwas anderes in der Luft. Seit seiner Lizenzarbeit in Germanistik geistert bei ihm die Idee im Kopf herum, einen Krimi zu schreiben. Der Mörder sollte getreu der Lehre des Zürcher Pfarrers Johann Caspar Lavater (1741–1801) Menschen liquidieren, aus deren Gesichter sich das Böse ablesen lässt. Der rational-skeptische Rechtsmediziner Sokrates wiederum verkörpert Lavaters Gegenspieler Georg Christoph Lichtenberg, einst ein scharfer Gegner des Zürcher Pfarrers.

BESORGTGE FREUNDE. Gleich fünf Leichen säumen die Erzählstrecke des ersten Krimis von Wettstein. In seinen Augen blitz Schalk auf, wenn er von seinem philosophisch gestimmten Krimidebüt erzählt. Mit lebendiger Gestik unterstreicht er seine Sätze. Kaum einer würde glau-

ben, dass dieser heitere Mensch sich solch gruselige Kopfgeburten ausdenken kann. Wettstein ist damit selbst so etwas wie die personifizierte Widerlegung der lavaterschen Vorurteilslehre. Und er überrascht wohl so manchen Leser mit den im Krimi angeführten biografischen Angaben: Wettstein hat im letzten Jahr ein Theologiestudium begonnen.

Der Entscheid hat auch seinen Bekanntenkreis nervös gemacht. Wettstein, der die Karriereleiter ziemlich weit nach oben geklettert ist – er war Leiter der SRF-Konsumentensendungen «Espresso» und «Kassensturz» –, steigt aus.

«Bist du in einer Midlifecrisis? Willst du den Sinn des Lebens entschlüsseln?» So fragten viele Freunde. Wettstein beruhigte sie, erzählte vom Reichtum der Bibel und der Weisheit darin, den verzweigten Themen eines Studiums. Auch jetzt, nach dem Büffeln auf eine schwere Klausur in Dogmatik, setzt er kein Fragezeichen hinter seinen Entschluss.

Einzige Knacknüsse im Studium: Griechisch und Hebräisch. «Das fliegt einem mit 54 nicht gerade zu.» Er wird das schaffen. Disziplin hat Wettstein schon

Wolfgang Wettstein, 54

Nach einer Lehre als Landwirt im Schwabland und Zivildienst im Kloster studierte Wolfgang Wettstein Germanistik in Freiburg im Breisgau und Zürich. Er arbeitete 21 Jahre als Journalist beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF. Neben seinem Theologiestudium schreibt er an seinem zweiten Kriminalroman.

MÖRDERZEICHEN. Wolfgang Wettstein, Emons-Verlag, 2015, 336 S., Fr.18.50.–

beim Schreiben bewiesen. Immer neun Uhr abends hat er sich an den Schreibisch gesetzt. Der Anfang war schwer: «Plötzlich sollte ich Erfundenes schreiben, statt wie bis anhin als Journalist mich den Fakten verpflichtet zu fühlen.»

Der Journalist Wettstein ist auch im Kriminalroman zu spüren. Das macht sogar seinen besonderen Reiz aus. Akkurat hat er die Methoden recherchiert oder einen Rechtsmediziner fünf Tage lang bei seinem Pikettdienst begleitet.

DAS LIEBE GELD. Dass Krimischreiben nicht zum Brotberuf werden kann, ist Wettstein bewusst. Wird er Pfarrer? Diese Annahme führt in die Irre, so wie sich auch die Kriminalisten in seinem Buch irren. Beinahe erdrückende Indizien leiten sie auf die falsche Spur, auf einen Akkordschlichter, der wie geschaffen ist, um alle Vorurteile auf sich zu ziehen.

Und Wettstein? Er will nur aus reinem Interesse Theologie studieren. Aber wer weiss: Vielleicht bekommt er im Verlauf seiner Studien noch Lust darauf, seinem Pfarrer-Idol Don Camillo nachzueifern und auf die Kanzel zu steigen. **DELFBUCHER**

GRETCHENFRAGE

SIMONE WILD, SKIRENNFAHRERIN

«Ich weiss nicht, woran genau oder wie ich glauben soll»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Wild?
Ich bin katholisch. Als Kind ging ich regelmässig in den Religionsunterricht und in die Kirche. Inzwischen schaffe ich es nur noch einmal pro Jahr in die Kirche, an Weihnachten.

Spielen Religion und Glaube für Sie keine grosse Rolle?

Eine schwierige Frage. Ich weiss nicht, woran genau oder wie ich glauben soll. Doch kann ich mir vorstellen, dass sich das eines Tages noch ändern wird.

Vor einem Rennen beten Sie also nicht?
Nein.

Wie bereiten Sie sich mental auf ein Riesenslalomrennen vor?

Nicht auf spirituelle Weise. Ich gehe im Kopf den Lauf durch und konzentriere mich voll darauf. Ich versuche vor dem Rennen, positiv zu denken und an mich zu glauben.

Kann man das denn lernen, an sich selber zu glauben?

Ja, das muss man als Spitzensportler. Sonst funktioniert es nicht im Rennen. Früher hatte ich das Problem, dass ich zu wenig an mich glaubte, ich war oft extrem nervös vor dem Start. Dann kann es in einem Rennen nicht aufgehen, und es klappt auch nicht mit guten Resultaten. Aber der Glaube an sich selber ist natürlich nicht anstelle des Glaubens an Gott zu verstehen. Das ist etwas anderes.

Wie findet man im Spitzensport mit seinem extremen Leistungsdenken und der harten Konkurrenz die innere Balance?

Ich versuche, locker zu bleiben. Das klappt nicht immer gleich gut. Ich versuche, in den Trainings ein gutes Gefühl zu haben und mich stark zu konzentrieren. Vor dem Rennen lasse ich mir dann dieses Gefühl wieder durch den Kopf gehen. Auch mache ich regelmässig autogenes Training.

Wenn Sie im hektischen Skizirkus einmal eine ruhige Minute für sich brauchen, wie und wo finden Sie Ruhe?

Ich lese einen guten Roman, höre Musik oder liege einfach auf dem Bett, mache gar nichts und entspanne mich, um herunterzufahren.

INTERVIEW: STEFAN SCHNEITER

CHRISTOPH BIEDERMANN



VERANSTALTUNG

THEATER

VOM SUBTILEN UMGANG MIT DEM FREMDEN

Ein Mann, Mitte 50, erzählt von sich, seiner Ehe, seinem Alltag und von den Nachbarn im Dorf. Er steht an einem Wendepunkt seines Lebens. Ausgelöst wurde diese Reflexion durch die Begegnung mit einem syrischen Flüchtling, einem distinguierten Mann, der, als Oppositioneller durch das Regime verfolgt, eine Zeit lang in diesem Dorf gelebt hatte.

Der Theaterabend von und mit Andreas Berger ist eine leise, persönliche Beschäftigung mit der Frage, wie man mit Fremden und

dem Fremden an sich umgehen soll. Ein subtiler Kontrapunkt zu den schrillen, kontroversen Tönen im öffentlichen Diskurs. Das Einpersonenstück unter der Regie von Beat Albrecht verbindet das grosse «Geschehen in der Welt draussen» mit den inneren Zuständen eines Mannes, der ahnt, dass Entscheidungen anstehen, die sein bisheriges Leben komplett verändern könnten.

AUFFÜHRUNGEN. Freitag und Samstag, 3. und 4. Februar 20.30, Kreuz Solothurn, (Uraufführung); Samstag, 18. Februar, 20.00, Pfarrerschür Messen; Sonntag, 5. und 12. März, 11.00, ONO Theater Bern; Freitag, 17. März, 20.00, Mörel VS. www.jostundberger.ch



Simone Wild, 23

Die Adliswilerin ist in der Schweiz zurzeit die Nummer zwei im Riesenslalom und hat sich für die Ski-WM qualifiziert. Sie gehört dem B-Kader von Swiss Ski an.